Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr** / **Otto Julius Bierbaum** **Wilhelm Bölsche** / **Georg Brandes** / **Ludwig Gurlitt** / **Hugo von Hofmannsthal** **Karl Jentsch** / **Richard Muther** / **Felix Salten** / **Karl Schnitzler** / **Frank Wedekind**

Nummer 29 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 17. Juli 1908

In foro.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt,
Heraus zu euch aus den verschwiegenen
Gemächern meines Frauensaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entschleiern.

Mit Isabellens wohlgesetztem Wort konnte der durchlauchtige Häftling, gegen den seit bald drei Wochen nun im mediumlosen Raum des Moabiter Schwurgerichtsaales verhandelt wird, seine Vernehmungsrede beginnen; aus dem Daunen- und Roßhaarlager heraus zu dem Menschenhäuflein, das das Volksgewissen in dieser sonnenklaren Kriminalsache vertreten soll. Ihre Vorgeschichte ist bekannt und wurde hier oft schon erzählt, in einer Weise, der jeder neue Tag neue Bestätigung brachte, heute noch bringt. Und seit der Osterdienstag auch dem schwächeren Auge die Wahrheit sichtbar werden ließ, wußte Jeder Bescheid, haben die auch, die in den bösen Januartagen tapfer zu schweigen wußten, die Lärmtrompete wieder gefunden.

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld ist schon heute ein gerichteter Mann, mag der Spruch des Gerichtes lauten, wie immer er kann. Für ihn ist nichts mehr zu retten, doch für Preußens Justiz noch etwas zu verlieren. Nicht in diesem Prozeß; dessen Urteil scheint mir sicher. Selten ist eine Kriminalsache klarer, ein Tatbestand einwandfreier festgestellt worden. Und wenn trotzdem nun schon die dritte Woche verhandelt wird, so kann man nur kopfschüttelnd ein Schauspiel betrachten, das möglich wurde, weil ein Gefürsteter darin eine der Hauptrollen spielt. Gegen jeden Andern wäre, bei gleicher Sachlage, kaum drei Tage verhandelt worden. Seine Durchlaucht hatte allein drei Tage Zeit, um das, was er zu sagen für gut fand, zu sagen und alle Mittel der Stimmungmache, die ihm einfielen, mit der Rücksichtlosigkeit des verkannten Idealisten zu gebrauchen. Er sprach von seinem sozialen Empfinden und der dummen Milde seines Herzens, von dem Undank, der so oft sein weiches Sängerherz zerriß, und, als gar kein Rettungskahn mehr die Fahrt nach reinlichen Ufern sicherte, sogar von den bösen bayerischen Pfaffen, die den Evangelisten des protestantischen Kaisertums mit ihrem Haß verfolgten. Sprach endlich von Seiner Majestät,

der ihm immer ein gnädiger Herr gewesen und sicher sehr erbaut von der Nachricht war, daß sein Name immerfort von der Sünderkarre aus angerufen wurde. Ueber das Ganze wird, wenn das Wahrwort der Geschworenen ergangen ist, ja noch zu reden sein. Heute mögen ein paar Streiflichter nur auf ein paar Gesichter fallen.

Der Angeklagte Liebenberger bestreitet noch immer, sich eines Meineides schuldig gemacht zu haben. Mit Grund? Die Tatsachen zeugen wider ihn. Er hat beschworen, nie irgendwelche Schmutzereien begangen zu haben, und ließ, durch den Mund des Staatsanwalts, erklären, daß jeder, der noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe habe und Etwas wisse, ihn wegen Meineids denunzieren möge. Nur Einer, der sich ein Engel weiß, konnte so laut ans deutsche Gewissen appellieren. Da kam München, brachte uns die Aussagen Riedels und Ernsts, die Kunde von Schweinereien ausgiebigster Art, und Tag von Tag wuchs nun das Material gegen den kecken Forderer. Er hat in der langen Zeit der Voruntersuchung (die, nebenbei, der Landgerichtsrath Schmidt in umsichtigster Weise geführt hat) auch nicht ein stichhaltiges Wort gegen die ihn schwer belastenden Aussagen gefunden; auch kein wahres. Der Zeuge Trost hat die unflätigsten Fragen des hohen Herrn bekundet. Der sucht sich auf Betrunkenheit hinauszureden und muß sich vom eigenen Vetter desavouiren lassen. Der Zeuge Hagemann, ein unbescholtener und verpflichteter Mann, erzählt mit aller nur wünschbaren Bestimmtheit und unter Namensnennung des Opfers, daß schon vor einem Menschenalter die dem Fürsten Nächsten ihm den Umgang mit Männern nachsagten. Dann kam Riedel und bekundete, daß der Sänger sich mit ihm vergangen habe; erzählte Alles genau, wie zwei Monate vorher in München, mit einer Menge von Einzelheiten, die vom Untersuchungsrichter aufs Peinlichste nachgeprüft und richtig befunden wurden. Durch seine Aussage ward erwiesen, daß Seine Durchlaucht brav gelogen hatte, daß er nicht nur selber Schmutzereien begangen, nein, auch die Opfer seiner Lust Andern zugeführt hat. Ich glaube, die Verkommenheit, die daraus spricht, ist noch größer. Natürlich bestritt die edle Seele, jemals sich so vergangen zu haben, und seit Wochen kämpfen Rechtsanwälte, Zierden ihres Standes, um die Unglaubwürdigkeit dieses Zeugen. Mit Unglück. Drei Richter, zwei Oberlandesgerichtsräthe und ein an Untersuchungerfahrungen reicher Landgerichtsrath sprechen für die unbedingte Glaubwürdigkeit Riedels, und die Aussage gewinnt mit jedem Versuch, sie zu erschüttern, mehr an Ueberzeugungskraft. Bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein stimmt in seiner Aussage Alles. (Uebrigens ist der Zeuge, der des Tags von Justizräthen und des Nachts von Wanzen geplagt wurde, nicht so behandelt worden, wie er verdiente. Er hatte, als ihn ein Zufall auf eine Minute in die Droschke Bernsteins führte, am andern Morgen darüber Rechenschaft zu geben und wurde, nach einer längst in allen Hauptsachen abgeschlossenen Aussage, auf einen Isolierschemel gebracht; das ordnete Herr Kanzow an, der nichts dagegen einzuwenden hat, daß der des Versuchs einer Verleitung zum Meineid Angeklagte Tag für Tag mit Personen, die er selber als Zeugen benannt hat, zusammen ist. Doch Herr Justizrath Bernstein findet kein lautes Wort gegen die auch ihn treffende Behandlung Riedels; ist auch sonst nicht auf der Höhe seines Könnens und Wollens und läßt sich aus dem Saal schicken, wie der nächstbeste Dritte; dabei ist er durch Phili mit einer Beleidigungsklage bedroht und hat, solange keine gesetzlichen Bedenken entgegenstehn, ein Anrecht darauf, sich den Gang und das Ergebnis der Verhandlung mit eigenen Augen zu betrachten!) Nach dem Zeugen Riedel kam der Fischermeister Ernst aus Starnberg, der seit einem Menschenalter im Dienste Philis steht, ihm vielfach ver-

pflichtet ist und ihm treu ergeben war. Seine Aussage gleicht dem Eisgang eines Stromes. Er wird allein zwei Tage lang vernommen und schildert seine Beziehungen zum ehemaligen Brotherrn mit hundert glaubhaften Zügen. Durch lange Jahre hin ist das, was Seine Durchlaucht „Schmutzerei" zu nennen geruht, von ihr gemacht worden, ungezählte Male lag sie mit dem Zeugen unter der warmen Bettdecke. Daß sie ihn zum Meineide verleiten wollte, steht, nach ihrem an den Zeugen gerichteten Brief, außer Zweifel, und daß sie zur Ausführung so löblichen Thuns willige Helfer fand, desgleichen. Herr Hofrath Kistler wird dem Gericht darüber gewiß Interessantes zu erzählen gehabt haben, und die Münchener Staatsanwaltschaft nimmt sich hoffentlich dieses Treusten der Treuen etwas an.

Seit einer Woche sind die Thatzeugen Riedel und Ernst jetzt vernommen, ist gegen ihre Glaubwürdigkeit nicht der geringste berechtigte Zweifel aufgetaucht und ein rundes Dutzend andrer Zeugen stützte nun schon die Ausführungen der Beiden. Doch noch immer erhebt sich von den Leuten, an denen es (auch im Interesse der Staatskasse) wäre, noch Keiner und fragt endlich den ja auf mancher Lüge schon ertappten Angeklagten, ob er sich nun nicht endlich zu einem Geständnis bequemen wolle. Weder der Herr Oberstaatsanwalt, noch der Herr Vorsitzende findet, trotz der erdrückendsten Beweise, den Augenblick für die Frage gekommen. Jedem gewöhnlichen Sterblichen hätte man sie längst, mit mildem und strengem Wort, gestellt. Seine Durchlaucht hats besser. Die liegt in ihren Daunen und wehrt mit der Geste des Grandseigneurs jede unangenehme Bekundung wie eine lästige Fliege ab. Ein unbequemer Brief des Fürsten Dohna-Schlobitten wird verlesen, der ihm seine abgründliche Verlogenheit bescheinigt? „Der, hoher Gerichtshof, ist ein neidisches Scheusal, die Inkarnation des Hasses." Der Zeuge Trost bringt arg bloßstellende Aeußerungen zur Sprache, die der schlichte Besinger des Preußenaars in früher Morgenstunde einst auf der „Hohenzollern" an ihn gerichtet hat? „Ich kenne den Mann nicht; überdies war man an Bord der ‚Hohenzollern' in aller Frühe schon besoffen." Riedel? Existiert denn ein Mann solchen Namens? Endlich bequemt man sich, ihn zu kennen, leugnet dafür aber hartnäckig, sich mit ihm vergangen zu haben. Ein Bestochener. Ohne mit der Wimper zu zucken, brächte er den Alten, der gegen seine eigensten Interessen ausgesagt hat, ins Zuchthaus. Und Ernst ist entweder bestochen oder verrückt. Auch ihn würde Seine Durchlauchtigkeit kalten Herzens hinter der schwedischen Gardine sehen. Alle, die für ihn Ungünstiges sagten, schuf er, wie jeder sieht, nach seinem Bild zu Schuften. Ein edles Gemüth, das Mitleid verdient. Ists nun gut oder nicht, daß ein Mensch von solchen Qualitäten endlich von der politischen Bildfläche und aus der Umgebung des Kaisers verschwand? Nicht länger Minister stürzt und macht? Die Mittel, die er heute öffentlich zu gebrauchen nicht verschmäht, lassen ahnen, wie die waren, die der Skalde im Dunkel undurchsichtiger Kulissen gegen seine Gegner durch Jahrzehnte hin verwendet hat. Nicht Lug, nicht Trug hat er gescheut. Scheut sie heute nicht, würde sie auch hinfort nicht scheuen. Denn mit Recht hat Labruyère, der seine Leute kannte, schon vor Jahrhunderten geschrieben: Un homme qui a vécu dans l'intrigue un certain temps ne peut plus on passer.

Karl Schnitzler.

„Präsident: Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?
Wurm: Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieser Menschenart Alles — und sehen Sie nun, wie schön wir Beide auf diese Manier ans Ziel kommen werden."
Schiller, Kabale und Liebe.

„Am wichtigsten für den Politiker ist das peinliche Recht. Wir können bemerken, wie vor Allem im Criminalrecht das Gewissen des Volkes in der bestimmtesten Weise mitspricht, und daß darum der Gesetzgeber gezwungen und verpflichtet ist, mit seinen Strafen an diese sittliche Empfindung sich einigermaßen anzuschließen. Nicht knechtisch natürlich, denn wenn man die Regel aufstellen kann, daß nur bestraft werden soll, was von der sittlichen Empfindung des Volkes als strafbar empfunden wird, so schließt Das nicht aus, daß der Staat unter Umständen dem Volk etwas vorausgeht in der sittlichen Entwicklung. In einem großen Culturlande wird das Criminalrecht in so enger Verbindung mit den sittlichen Empfindungen des Volkes stehen, daß man sagen kann, es ist ein Verbrechen an der Idee der Nationalität, wenn verschiedenes Strafrecht auf dem Boden einer Nation besteht. Nichts kann so sehr die Rechtsbegriffe eines Volkes verwirren wie die ungleichmäßige Behandlung der Verbrecher. Einheit des Criminalrechts ist einem Staate unentbehrlich, wenn nicht alle Begriffe von Recht und Unrecht in der Nation verwirrt werden sollen."

Heinrich von Treitschke, Politik.

Aërostaten.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Noch hat die große Probefahrt des „Zeppelin 4" mit Landungsversuchen und Höhenfahrt nicht stattgefunden, und bereits erhitzt sich die Phantasie der Laien an utopischen Zukunftsbildern, gegen die Ehenerazades Erzählungen kalt-farblose Bilder sind. Herr Regierungsrat R. Martin sieht nach der zwölfstündigen Schweizerfahrt des Grafen Zeppelin seine Träume der Verwirklichung näher gerückt. Willig folgt seinem Alarmruf fast die gesamte englische Presse; teils unter Dokumentierung krassester Ignoranz (Daily Expreß stellt die kühne Behauptung auf, Deutschland hätte Frankreich 1870 durch das Zündnadelgewehr überwunden). Und doch berechtigt dazu keine Tatsache. Daß der tatkräftige Graf mit seiner Kreuzerfahrt einen bislang unerreichten Rekord geschaffen, dessen Uebertragung auf Krieg und Frieden noch unabsehbare Folgen zeitigen wird, steht wohl außer allem Zweifel. Aber auch bei dieser Fahrt haben sich Momente ergeben, welche die militärische Brauchbarkeit des Luftkreuzers einschränken und Bedenken erstehen lassen, ob das sonst so leistungsfähige Fahrzeug für den Transport von Truppen zu taktischer Verwendung an bestimmten Punkten geeignet erscheint.

Zunächst das Wichtigste: Gegen eine Windstärke von mehr als 15 Metersekunden ist der Luftkreuzer machtlos, kommt zum Stehen, wird zurückgedrängt werden. Sodann die Landungsschwierigkeiten, die dem starren System immer anhaften werden. Auch eine glatte Landungsübung auf dem Konstanzer Uebungsplatz bei leidlich günstigen Wetterverhältnissen dürfte darin nichts ändern, d. h. vom rein militärischen Gesichtspunkte aus, denn Truppen-, Munitions- und Proviantransport kann nur auf solche Mittel basiert werden, die nie versagen. Man kann nicht, wie Josua über die Gestirne, auch nicht über die Windstärken gebieten. Sturm und Gewitter dürfen Landung und Fahrt nicht gefährden. Das aber ist noch nicht erreicht. Somit ist ein großer Teil der Folgerungen, die man in militärischer Hinsicht an die Probefahrt vom 1. Juli knüpft, zum mindesten verfrüht. Wenn die englische Presse in Selbstsuggestion, anknüpfend an des Herrn Regierungsrats Martin Nebelgebilde, ein deutsches Heer von 250 000 Streitern in England landen sieht, so ist das eine Leistung à la Jules Verne. Jedenfalls nicht höher zu bewerten. Selbst bei einer Steigerung der Tragfähigkeit der Luftkreuzer auf 25 Mann würde eine Kompagnie noch 10 Luftschiffe benötigen, die Infanterie einer Division 480. Und nun auf 20 Divisionen exemplifiziert: Logarithmentafel. Man bedenke die Navigations-Schwierigkeiten. Und die Landung? In der Dunkelheit unmöglich, bei Tageslicht für die feindlichen Schrapnells ein Ziel, wie es sich der Batteriechef nicht besser

wünschen kann. Und selbst die Landung nun zugegeben. Was dann? Keine Kavallerie, keine Artillerie, alle Offiziere unberitten, kein Munitionsersatz, keine Verpflegung. Schlußfolgerung: die Luftschiffe, die die englische Flotte überflogen haben, müßten nun diese erst zusammen mit der deutschen Flotte niederkämpfen, um eine Basis zu gewinnen. Daß aber die Luftschiffe als Kampfmittel für minderwertig erachtet werden müssen, habe ich bereits in Heft 7 des „Morgen" dargelegt. Ob es überhaupt ohne Explosionsgefahr möglich ist, ein leichtes Geschütz vom Luftkreuzer in Aktion treten zu lassen, muß erst noch erwiesen werden. Aus größeren Höhen aber ist der Treffwahrscheinlichkeits-Koeffizient so gering, gleichviel ob Gewehr, Geschütz oder Sprengbombe, daß der geringe, die eigne Existenz gefährdende Munitionsvorrat nicht zu nennenswertem Erfolge ausreichen dürfte. Die Höhe von mehr als 1200 bis 1500 m aber ist Bedingnis. Denn man bietet selbst ein großes Ziel, besonders gegen den gefährlichsten Gegner der Luftkreuzer: seitlich auftretende Artillerie.

Anders ist es allerdings bei Dunkelheit. Sowohl zur Beunruhigung feindlicher Biwaks, wie im Festungskriege wird das Luftschiff zu mannigfachen Aufgaben als zerstörender Faktor (Sprengbomben) in die neue Rechnung eingestellt werden müssen. Denn die Dunkelheit gestattet eine Annäherung bis auf geringe Höhe. Ueberhaupt wird dem Stellungskriege durch die Verwendung von Luftschiffen in erforderlicher Anzahl ein anderer Charakter aufgedrückt werden, der einer Umwertung gleichkommt. Sperrforts werden einem kombinierten Angriff kaum standhalten können.

Warum aber im Luftschiffe nur das Kampf- oder Truppentransportmittel sehen? Ihr höchster und unschätzbarer Wert liegt auf dem Gebiete der strategischen Aufklärung, der Befehlsübermittelung und Verbindung des Nachrichtendienstes.

Man denke sich z. B. ein bis zwei große Aërostaten mit weitem Aktionsradius im Dienste des großen Hauptquartiers 1870 vor Paris zur Aufklärung und Verbindung gegen die Loire und die Somme. Wie anders hätten sich wahrscheinlich die Verhältnisse gestaltet. Und ein kleiner Aërostat, wie z. B. das Parsevalsche Luftschiff 1870 beim Oberkommando der 2. Armee, hätte die Kämpfe bei Mars-la-Tour—Gravelotte doch umgebildet. Und Mac Mahon Ende August, Bazaine in Metz? Die Beispiele sind zahllos. Schon aus diesen kurzen Umrissen ergibt sich, daß Aërostaten aller Größen und Konstruktionen im Kriege ein Tätigkeitsfeld finden werden, daß das eine System das andere durchaus nicht ausschließt. Am denkwürdigen 1. Juli 1908 wurde das Militärluftschiff — halbstarres System, 4500 cbm — durch eine vertikale Luftströmung in die Höhe gerissen, eines Teiles des Gases beraubt und in die Bäume des Grunewalds geworfen. Bereits am 11. Juli hat das Fahrzeug wieder eine Probefahrt machen können. „Zeppelin 4" wäre durch seine vorzügliche Höhensteuerung und andere Verteilung der Gasladung vielleicht in ähnlicher Lage gleichem Geschick entgangen. Wäre dieses Luftschiff aber in die Bäume des Grunewalds geworfen worden, so hätte das wohl Vernichtung bedeutet. Kleinere Aërostaten halbstarren Systems werden im Feldkriege meist — besonders zur Aufklärung bei Kavallerie-Divisionen — den großen Aërostaten vorzuziehen sein, wegen geringerem Ziel und leichterem Landen. Das Oberkommando wird für seine strategischen Aufgaben sich dagegen vorzugsweise des Luftkreuzers bedienen, wegen seines größeren Aktionsradius. Der moderne Waffenplatz bedarf aller Arten von Aërostaten, einschließlich Frei- und Fesselballon.

Eine Heeresleitung aber, die Hunderttausende in Tausenden von Luftkreuzern an ein fremdes Gestade werfen würde, ohne Herr des Meeres zu sein: die giebt es nur in der Phantasieschwärmerischer Patrioten: das Schicksal der Armada warnt. Der englische Nachbar möge sich hierüber also beruhigen. Aber unstreitig wird das Heer im Kriege überlegen sein, das über eine größere Anzahl von Aërostaten verschiedenster Größe und Systeme verfügt. Die Aufgaben für diese, und damit ihr Wert, liegen aber auf anderem Gebiete, als dem des direkten Kampf- oder Transportmittels.

Der Beruf und die Pflichten des Richters. II.*)

Von Paul Magnaud, Président honoraire du Tribunal de Château-Thierry, Député.

(Schluß.)

Der Richter hat nach drei Seiten hin Pflichten zu erfüllen: Erstens gegen den Gesetzgeber der Vergangenheit, dessen Gedanken er zur Ausführung bringen soll; dann gegen die verschiedenen Teile des Staatskörpers, zwischen denen es ihm als einem der wichtigsten Vermittler den Frieden zu erhalten obliegt; endlich gegen den zukünftigen Gesetzgeber, den er fortdauernd über die Evolution der menschlichen Instinkte aufklären muß, damit das Recht den nötigen Umgestaltungen unterzogen und mit der Evolution in Einklang erhalten werden kann.

Unsäglich zahlreich sind die Ursachen, die Konflikte erregen zwischen den einzelnen untereinander, zwischen den einzelnen oder den Kollektivitäten und der Gesellschaft. Der Soziologe studiert diese Ursachen; der Gesetzgeber bemüht sich, sie seltener zu machen, sie abzuschwächen, sie zu beseitigen; der Richter allein ist in der Lage ihre Wirkungen zu neutralisieren, indem er mit seinem Ansehen zwischen die Starken und die Schwachen ins Mittel tritt oder die ihm unterbreiteten Streitigkeiten nach den Grundsätzen der Billigkeit schlichtet. Dies ist die wichtigste der drei Pflichten des Richters, weil sie am häufigsten ausgeübt werden muß, die meisten Resultate zeitigt und die Erfüllung der beiden anderen Pflichten am wirksamsten vorbereitet.

Der berühmte edle Giovanni Bovio sagte zu den Richtern: „Sie sind durch die Zivilisation der Neuzeit dazu berufen, zwischen den Reichen und den Enterbten zu vermitteln und so die Gewalt eines etwaigen Zusammenstoßes zwischen zwei Bevölkerungsklassen abzuschwächen.“ Aber der Richter soll eine Intelligenz, kein Automat sein; sonst fördern seine Entscheidungen nicht den Fortschritt der Soziologie, entsprechen nur zufällig den Absichten, denen die in Kraft befindlichen Gesetze entstammen, und verschärfen die sozialen Mißhelligkeiten, statt sie zu beschwichtigen. Zwischen der Arbeit des einsichtsvollen Richters, der nur nach dem Geiste der Gesetze fragt, und der des automatenhaften Richters, der nach dem Buchstaben richtet, besteht derselbe Unterschied wie zwischen der Leistung des Gärtners, der wissenschaftlich aussäftet, und der des Sturmwindes, der die Bäume blindlings zerbricht.

Wie Giovanni Bovio so klar auseinandergesetzt hat, müssen die Richter es verstehen, „die allgemeinen Prinzipien der Gesetzgebung mit den aktuellen Erfordernissen der Zeiten und Orte in Einklang zu bringen.“ Zudem empfiehlt das Zivilgesetzbuch, Art. 1156, sich nicht an den Buchstaben zu halten, und Art. 4 befiehlt dem Richter, stillschweigend seinen eigenen Verstand zu gebrauchen, denn es verbietet ihm ausdrücklich, sich der Rechtsprechung zu enthalten, wenn ihm das Gesetz zu schweigen, unklar oder unzureichend zu sein scheine.

Das Recht und die Pflicht, das Gesetz auszulegen, ist selbstverständlich. Niemand bestreitet es. Alle Gerichtshöfe verfahren so und Meinungsverschiedenheiten bestehen nur über die Art, die Grenzen und den allgemeinen Sinn der Auslegung. Die Majorität, gewohnt, nur Autoritäten zu folgen und auf eigenes Denken zu verzichten, will, daß die Richter gemäß den schon von ihren Vorgängern gefundenen Lösungen auslegen, jede Kritik der Gesetzgebung und der Gesellschaft unterlassen und das strengste Urteil bevorzugen sollen. Die Minderheit stellt die Gebote des Gewissens höher als die Jurisprudenz, fordert die mildeste Auslegung, gestattet die Kritik der gesellschaftlichen Zustände und erlaubt das Gesetz zu deuten, zu vervollständigen oder zu leiten.

Es ist, darf man beinahe behaupten, sehr zu bedauern, daß das Auslegen so allgemein geübt wird und seit so langer Zeit, denn man verdankt dieser Gepflogenheit eine so unge-

*) Vgl. Nr. 28 des „Morgen“, Seite 883 ff.

heure Menge Entscheidungen, daß die jungen Richter über diesem Studium alle Initiative und die edle Sehnsucht nach Verantwortlichkeit einbüßen. Ferner übt der Geist der Unbarmherzigkeit, der, so sehr sie sich sonst widersprechen, diese Entscheidungen durchweht, auf junge Gemüter eine so verderbliche Wirkung aus, daß die wenigen, milder gehaltenen, Ausnahmen sie nicht aufzuheben vermögen.

Bevor er seinen Spruch tut, sollte der Richter immer die Folgen ins Auge fassen, die der zu entscheidende besondere Fall auf den allgemeinen Gang der Dinge ausüben kann. Hierauf muß er das Interesse der Allgemeinheit berücksichtigen, dann das Einzelinteresse, um beide nach Möglichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, denn es muß verhindert werden, daß den Parteien aus dem Urteilsspruch Grund zu neuem Groll erwächst.

Aber er muß nichtsdestoweniger die besonderen Umstände des vorliegenden Falles nach den Grundsätzen der Billigkeit beurteilen, und dies ist das sicherste Mittel, allen Gewissensbissen zu entgehen, falls die Folgen seines Urteilsspruches nicht so ausfallen sollten, wie er es vernünftiger Weise hoffen durfte.

Wie alle absoluten Dinge ist die vollständige Billigkeit schwer herauszufinden und noch schwerer, sie richtig in Anwendung zu bringen. Zwischen dem Richter und dem klaren Bilde der Billigkeit steht hinderlich seine menschliche Natur, die um so unvermeidlichere und bisweilen um so unwiderstehlichere Einwirkungen erleidet, als sie weniger offen und weniger deutlich hervortreten. Desgleichen hindern den Richter bei der Verwirklichung der Billigkeit die unbesiegbaren staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und die besonderen persönlichen, zeitlichen und örtlichen Verhältnisse.

Da er also nicht immer *streng* billig entscheiden kann, muß der Richter, so weit es materiell und moralisch von ihm abhängt, sich der Billigkeit möglichst zu nähern suchen.

Was man das Recht nennt, sowohl das internationale wie das nationale, ist ja auch nur ein Versuch, einen — immer veränderlichen — Ausgleich herzustellen zwischen den Einzelinteressen und den oft fehlerhaften Gewohnheiten der Völker. Da dieser Ausgleich äußerst schwer zu bewerkstelligen war, so verfiel man auf jene berüchtigten juristischen Spitzfindigkeiten, die der Entwicklung des Rechts so sehr geschadet haben, denn sie gewöhnten den Richter, sein Gewissen mit Ausflüchten zu beruhigen und sie fälschten die Urteilskraft des Laien, den sie unredlich zu denken lehrten. Man erreichte mit dem vielen Spintisieren das Gegenteil von dem, was man bezweckt hatte, denn in einer sehr großen Menge von Fällen, die das Gesetzbuch und die Jurisprudenz entscheiden, erstickt das Recht die Billigkeit unter einem Wust egoistischer Nebengedanken, anstatt ihr die Vorherrschaft einzuräumen, *die ihr gebührt*.

Um das ihm erreichbare Maximum von Billigkeit zu erfassen, muß also der Richter alle theoretischen Erörterungen beiseite lassen. Nur in Ausnahmefällen — wenn er sich gar nicht zu helfen weiß — mag er die Sammlungen von Rechtsaussprüchen seiner Vorgänger zu Rate ziehen, riskiert aber dann auch meistenteils, daß seine Verlegenheit noch größer wird.

Hegt der Richter Zweifel über die wesentliche Absicht der Gesetze, so befrage er sein Gewissen, indem er von dem unwiderleglichen Grundsatz ausgehe, daß der Gesetzgeber möglicherweise seinen Gedanken unklar oder sogar falsch ausgedrückt hat, daß aber dieser Gedanke niemals darin bestanden haben kann, eine Ungerechtigkeit zu befehlen, und daß folglich jedesmal, wenn die Anwendung eines Gesetzes einer Ungerechtigkeit gleichkommt, diese Anwendung ganz gewiß das Gegenteil von dem ist, was der Gesetzgeber gewünscht hat.

Im Prinzip bezwecken die Gesetze Schutz und Friedenstiftung. Indessen enthalten sie so viel Unklarheiten und besonders Zweideutigkeiten, daß sie das Vertrauen der Bürger oft arg täuschen und übelgesinnten Richtern jede Möglichkeit geboten ist, gesetzlich ungerecht zu sein, je nach ihrem Vorteil, ihrer moralischen Unbewußtheit oder ihrer Laune.

Noch über ein anderes Kriterium verfügt der Richter, der sich um das Gemeinwohl verdient machen möchte, aber sich in eine unfruchtbare Abstraktion zu verirren fürchtet und sich eine Ueberzeugung aufbauen will, ohne sich Sorgen machen zu müssen, ob ihre Begründung auch solide genug sei. Dieses Kriterium ist die Prüfung der ersten Ursachen, denen die zu beurteilenden Tatsachen entstammen.

Was die Zuchtpolizei- und Kriminalvergehen betrifft, so ergeben sie sich aus der Natur der Gesellschaftsordnung und der geistigen Beschaffenheit der betreffenden Individuen. Ein wenig Logik und einige Kenntnis der Philosophie genügt, wenn man den schädlichen Unvollkommenheiten der jetzigen Weltordnung nachforschen will. Aber um den geistigen Zustand der Angeklagten zu verstehen, muß der Richter seine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft vergessen, muß er durchaus zu dem tiefsten moralischen und physischen Elend hinabsteigen und sorgfältig sein eigenes Herz prüfen, was er wohl an der Stelle des Angeklagten in dessen unheilbarer Notlage getan haben würde.

Sich in die Seele eines anderen hineindenken ist keine leichte Aufgabe für einen Richter, der sich immer eines mäßigen Wohlstandes erfreut hat, wenn er entweder einen armen Teufel, dem oft das Notwendigste fehlt, vor sich hat oder einen Menschen, der im Ueberfluß schwelgt. Wie soll einer Gedanken und Gefühle erraten, die er nie gehabt hat!

Trotzdem ist dies nicht ganz unmöglich, und dann braucht ja auch eine solche Identifizierung sich nicht auf alle Einzelheiten zu erstrecken und kann doch für den betreffenden Zweck genügen. Der Richter darf sich also dieser Pflicht nicht entziehen, zumal ihm diese Untersuchungsmethode einen doppelten Nutzen gewährt, einen objektiven, indem sie eine genauere Feststellung des Tatbestandes ermöglicht, und einen subjektiven, indem so in den Augen der Enterbten die schreiende Ungerechtigkeit der privilegierten Gerichtsstände einigermaßen kompensiert wird.

Ausnahmebestimmungen in vielen Gesetzbüchern nämlich bewirken, daß gewisse hochgestellte Persönlichkeiten und gewisse Klassen von Staatsbürgern nur vor Gerichtshöfe verwiesen werden, die aus Leuten desselben Standes zusammengesetzt sind; denn man setzt mit Recht voraus, daß ihre Denk- und Handlungsweise nur von diesen richtig verstanden werden kann. Aber man ist eigentlich noch nicht auf den Gedanken gekommen, diese wohlwollende Einrichtung auch dem Proletariat zugute kommen zu lassen, denn wenn auch das Geschwornengericht einen großen Fortschritt bedeutet, so ist seine Zusammensetzung doch eine solche, daß es oft den ärmsten und unglücklichsten Bevölkerungsklassen feindlich gesinnt ist. Wozu noch kommt, daß es in den meisten Ländern auf Kriminalsachen beschränkt ist.

Es ist also die Pflicht des Richters, mit aufrichtiger Nächstenliebe die Privilegien dadurch auszugleichen, daß er sich großmütig zu den Armen herabläßt, die angstvoll sein Forum betreten. Er vergesse nicht, daß er bisweilen der einzige wirksame Beschützer der Schwachen und Leidbedrückten ist. Sie zittern vor ihm, denn der Richterstand hat sich ja in den Ruf der Gefühllosigkeit und Parteilichkeit gesetzt; aber gleichwohl bewahren sie noch einen letzten Schimmer von Hoffnung, daß ihnen von dieser Seite Hilfe kommen könnte, und deshalb würde sich ein Richter, der ein solches furchtsames Vertrauen täuschte und seine Schutzherrenpflicht vergäße, einer ruchlosen Lüge schuldig machen, wenn er das erhabene Wort „Gerechtigkeit“ im Munde zu führen wagte.

Ich sagte oben, daß für gewöhnlich nur eine verhältnismäßige Billigkeit möglich sei. Ich glaube nun, bin fest überzeugt und wünschte, auch die Richter hätten die Ueberzeugung, daß, wenn sie von der absoluten Billigkeit abweichen müssen, diese Abweichung sich in der Richtung der Nachsicht, nicht der Härte, des Altruismus, nicht des Egoismus bewegen sollte, denn auf diese Weise würde man auf dem Wege bleiben, der zur Besänftigung der Gemüter, zum Frieden führt. Es

ist besser, man macht sich eines Uebermaßes von Güte als zu großer Härte schuldig.

Dies haben mehrere europäische Gesetzgebungen begriffen, und man hat in Deutschland, Italien, der Schweiz, Ungarn Bestimmungen zugunsten der Glücklosen erlassen, die der Selbsterhaltungstrieb zu Uebertretungen des Gesetzes hinreißt.

Zur Milde raten auch nicht bloß humanitäre Erwägungen, sondern auch die nüchterne Vernunft, die sich auf die Lehren der Erfahrung und der Geschichte berufen darf. Bei dem Höhengrade der moralischen Kultur und der individuellen Würde, den die moderne Zivilisation gegenwärtig erreicht hat, richtet die obrigkeitliche Gewalt durch milde Strafen mehr aus als durch Grausamkeiten. In den Jahrhunderten, wo die meisten Menschen hauptsächlich nur dem tierischen Instinkt gehorchten, mochte grimmige, schonungslose Abwehr, wenn nicht für den Philosophen entschuldbar, so doch in der Praxis des Lebens zulässig sein, — obgleich zu allen Zeiten die Erhabenheit und Schönheit der Sanftmut einen ebenso tiefen und sogar dauerhafteren Eindruck auf die barbarischsten Völker und Individuen gemacht hat als die Grausamkeit der Rachsucht; heutzutage aber rechtfertigt sie gar nichts mehr in den Augen unparteiischer Soziologen.

Wollte man aus dieser Wahrheit die logischen Konsequenzen ziehen, so müßte man dem Richter das Begnadigungsrecht einräumen. In Frankreich darf er schon die Vollstreckung des Urteils aufschieben und die Strafe innerhalb ziemlich weiter Grenzen abstufen. Aber er wird seine Rolle als Beschützer und Friedenstifter nie vollständig durchführen können, solange er nicht in den Fällen, wo er dies für ersprießlich hält, freisprechen darf.

Zwingt man ihn — selbst wenn man ihm dabei das Recht läßt, die Vollstreckung des Urteils aufzuschieben — wegen jeder Schuld zu verurteilen, so läßt man ihm in gewissen Fällen nur die Wahl, ob er der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen will, indem er einen Schuldigen freispricht, oder ob er mittelst juristischer Spitzfindigkeiten eine falsche Lösung herbeiführen will, die weder dem Gewissen des Richters noch den Interessen des Angeklagten noch denen der Gesellschaft Genüge leistet.

Ich verkenne nicht, daß die Ausübung des Begnadigungsrechtes eine unstörbare Gemütsruhe und eine große Abschätzungsfähigkeit erfordert, wie unsere Richter, selbst die besten, sie nicht immer besitzen; aber das Recht zu bestrafen, das doch zu noch größeren Mißbräuchen Anlaß geben kann, erheischt genau ebenso viel gleichartige Tugenden. Und doch gewährt man es, als untrennbar von dem Richteramt, jedem beliebigen jungen Menschen, der, nach Absolvierung der von Staatswegen geforderten Vorbereitungen, in das Heiligtum der Themis öfter durch die Tür der Gunst als durch die des Verdienstes gelangt.

Hoffentlich ist der Tag nahe, wo die erhabenen Vorrechte des Richters durch das Begnadigungsrecht ergänzt sein werden. Möge er es dann mit ebenso viel Vergnügen und mehr Verstand gebrauchen, als bisher das Recht zu strafen!

Einstweilen wollen wir ihn nur bitten, fleißig zu sein. Verzögerungen eines Prozesses, die sich vermeiden lassen, setzen immer die Justiz in der Achtung des Publikums herab; sie schaden meistenteils der einen oder der anderen Partei; jedenfalls aber sind sie eine Grausamkeit, indem sie durchaus begründete Sorgen und Aengste verlängern. Von diesen drei Gründen genügt schon jeder für sich, um den Fleiß als eine Pflicht des Richters erscheinen zu lassen. Allerdings muß ich zugeben, daß die Klagen über die ehemals sprichwörtliche Langsamkeit der Gerichte heutzutage weit weniger Berechtigung haben; aber ich muß auch konstatieren, daß noch immer Gerichtsverhandlungen nichts so sehr beschleunigt wie Reichtum, ein berühmter Name, geheime Einwirkungen, und sie nichts so sehr in die Länge zieht als die Geringschätzung, mit der der Richter die Interessen der schüchternen, armen, unberühmten und braven Leute behandelt.

* *
*

*

Gibt es über den geschriebenen Gesetzen gewisse Billigkeitsprinzipien, die der Richter nicht mißachten darf, wenn er nicht der für ihn unentbehrlichen Achtung des Publikums verlustig gehen soll? Ja wohl, und zwar gehören zu den wichtigsten folgende: Was nicht vermieden werden kann, soll nicht bestraft werden. — Unglücklich sein ist kein Verbrechen, denn ein Verbrechen setzt ein unmoralisches Tun voraus. — Niemand darf wegen etwaiger zukünftiger Vergehen bestraft werden. — Das Recht zu leben ist bei dem Armen und Schwachen ebenso unantastbar wie bei dem Reichen und Mächtigen. — Die Gesellschaft hat nicht das Recht, eins seiner Mitglieder Hungers sterben zu lassen und darf es nicht bestrafen, weil es einem Gesetze zuwider gehandelt hat, das sie selber nicht beobachtet. — Die Teilnahme, die der Richter seinen Kompetenzpflichtigen schuldet, stehe im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Macht, ihrem Ansehen, ihrem Einfluß: die Schwachen bedürfen ihrer mehr als die Starken. — Endlich vergesse man nicht, daß die beiden Tugenden Geduld und Ehrlichkeit weit leichter zu üben sind, wenn es einem an nichts fehlt, als wenn man an allem Mangel leidet.

Heutzutage aber, wo neben einer immer weiteren Verbreitung großmütiger Ideen und allumfassender Nächstenliebe noch ein ungeheuerlicher atavistischer Egoismus besteht, muß der Richter ein Held sein, wenn er es wagen will, im Namen der allgemeinen Gerechtigkeit sich gegen die bösartigen Vorurteile und rücksichtslosen Begierden aufzulehnen. Sie umgeben ihn mit einem furchtbaren Druck, der ihn vernichten kann, wenn er ihnen nicht nachgibt. Billigkeit und Unparteilichkeit üben heißt sich dem Haß der Schlechten aussetzen, den Hohn der schlecht unterrichteten oder schlecht beratenen Dummköpfe herausfordern, bisweilen Argwohn einflößen, vielleicht seine materielle Existenz aufs Spiel setzen und folglich ein Leben voller Kampf und Streit führen, während der Mensch sich doch gewöhnlich nach Ruhe und Frieden sehnt.

Die hierzu erforderliche Geisteskraft ist selten angeboren, aber sie kann zum Teil anerzogen werden. Leider geschieht es aber auch, daß sie sich im Kampfe gegen die Hindernisse abstumpft, und dann verbittert sich wohl der Charakter in einem solchen Maße, daß er mit einer Art Wollust sich wieder dem Bösen zuwendet. Andererseits erstarkt auch wieder der Mut in dem Kampfe. Aber wie dem auch sei — die Menschheit strebt in ihrer Evolution einer höheren Gerechtigkeit zu, und so hoffe ich, daß der wahrhaft gerechte Richter sich mit der Gesellschaft in Uebereinstimmung befinden wird. Dann wird ein solcher Richter, da es keines Heldenmuts bedarf, um allgemein gewordene Tugenden zu üben, keine Seltenheit, keine Ausnahme mehr sein!

* * *

Was für eine Rolle muß nun, um eine solche Zukunft anzubahnen, der Richterstand gegenüber dem gegenwärtigen und zukünftigen Gesetzgeber spielen? Er soll ihm als sein Mitarbeiter Dokumente liefern, so wie er als Mitarbeiter des Gesetzgebers der Vergangenheit dessen Willensmeinung erklärt. Während er, wenn es angeht, provisorische Abhilfe schafft, mache er auf die Lücken aufmerksam, die ausgefüllt, oder auf die unberechtigten Ausnahmen, die beseitigt werden müssen.

Giovanni Bovio hat mit unübertrefflicher Klarheit diesem Gedanken vor dem Tribunal Ausdruck verliehen: „*Das Erkenntnis sei ein Gesetzgebungsmotiv*“. Die Richter können „*die Prinzipien andeuten, die Gesetzgebung und Politik umwandeln sollen*“. — Vor dem französischen Kassationshofe hat Ballot-Beaupré zugegeben, daß die Gesetze im Laufe der Zeit den Sitten nicht adäquat bleiben, und von den Uebergangsbestimmungen gesprochen, die neue Gesetze erwarten lassen und sie inspirieren.

Der Richter ist besser als der Gesetzgeber dazu qualifiziert, die Heilmittel zu erkennen, die der Menschheit zusagen. Denn er sieht ja die Uebel aus größerer Nähe und kennt deshalb ihre mannigfaltigen Gestalten besser; er ist in der Lage gewesen, die Bestrebungen sowie die Abneigungen konstatieren zu können, er

hat ihre Ursachen ergründet und ihre Wirkungen ermessen.

Der Gesetzgeber dagegen ist bei seinen soziologischen Studien nicht viel weiter, als das Gebiet der Abstraktion reicht, hinausgekommen. Hat ihm aber auch die Erfahrung einige Beobachtungen geliefert, so waren es oberflächliche oder sie bezogen sich auf wenige Fälle, die ihn vielleicht getäuscht haben, weil er sie nicht mit anderen vergleichen konnte. Das Gesamtbild, das er von der Menschheit hat, ist also nur eine Theorie, und diese Theorie hat er an der Praxis nur in wenigen Punkten berichtigen können; der Richter dagegen ist mit den menschlichen Besonderheiten täglich in Berührung geblieben, und seine Gesamtmeinung ist entstanden aus der Vereinigung einer großen Menge Einzelbeobachtungen.

Aber damit der Gesetzgeber aus den Entscheidungen des Richters den größten Nutzen ziehen könne, ist es unerläßlich, daß sie klar und ausführlich motiviert werden. Außer der Tatsache und allen Nebenumständen, den materiellen sowohl wie den moralischen, die sich darauf bei dem Individuum und der Gesellschaft beziehen, muß jedes Urteil den Grad der Uebereinstimmung angeben, der zwischen den existierenden Gesetzen und dieser Tatsache besteht, nicht wie sie innerlich betrachtet erscheinen würde, sondern inmitten der begleitenden Umstände.

Der Mensch hat heutzutage angesichts der Gesetzestexte nicht mehr die scheue Ehrfurcht, die sie ihn einst als unwandelbar betrachten ließ, weil er sie wegen ihres angeblich göttlichen oder so gut wie göttlichen Ursprungs für vollkommen hielt. Er hat auch nicht mehr den geduldigen Knechtssinn, der dieses religiöse Gefühl ablöste. Der Gesetzgeber ist ihm ein Mensch wie er selber, dessen Weisheit oder Kenntnisse er bewundert, aber dessen Stirn für ihn keinen Nimbus mehr trägt. Daher begreift er, daß die Gesetzgebung mit der Evolution der Moral gleichen Schritt halten muß.

Vom theoretischen Gesichtspunkt aus betrachtet, sollte die Gesetzgebung sich unausgesetzt umwandeln. In der Wirklichkeit wäre dies aber unmöglich, denn unter einer solchen Unsicherheit würden alle sozialen Betätigungen zu sehr leiden. Die Gesetze bedürfen einer gewissen Dauer, weil sie die Grundlage der Wirtschaftspolitik bilden, deshalb dürfen sie erst dann abgeändert oder erneuert werden, wenn sie veraltet sind und nicht in die neue Gesellschaftsordnung hineinpassen.

Je nachdem ein Gesetz ein organisches ist oder nur Einzelheiten von geringerer Wichtigkeit regelt, und je nach dem rascheren oder langsameren Entwicklungsgange der Ideen und Gewohnheiten kann es längere oder kürzere Zeit vorhalten. In jedem Falle aber wird die Uebergangsperiode nur durch den Richter erträglich, indem er, von Billigkeitsrücksichten geleitet, die abgelebten und die noch unentwickelten Bestimmungen ergänzt und ausbildet.

Die komplizierten Funktionen des Richters, der beschützen, Frieden stiften, korrigieren, auslegen und beständig Untersuchungen anstellen muß, sind zu schön, zu edel, zu erhaben, als daß sie bloß einer gewöhnlichen Karriere gleichkämen, deren einziger Zweck Beförderung für erfüllte Berufspflichten wäre. Das Richteramt ist, um mich religiöser, meinen Gedanken durchaus entsprechender Ausdrücke zu bedienen, ein Priestertum, das die Bosheit rückschrittlicher Interessen oft in ein beschwerliches Apostolat verwandelt. Solch ein Amt darf man nur übernehmen, wenn man Mut und Entschlossenheit besitzt. Der hauptsächlichste Lohn, den es einbringt, besteht in der Zufriedenheit des Gewissens, der Achtung der guten Menschen und der Liebe der leidenden Menschheit.

Wünschen wir nun, daß ohne Unterbrechungen des Fortschritts, ohne Rückfälle in die Irrtümer von ehedem und infolge gründlicher Verbesserungen des Rechtsbegriffes und des Studiums, des Volksunterrichts und der Besetzung der Richterstellen die überwiegende Mehrheit, wenn nicht die Gesamtheit der Richter aller Länder der ihnen von der Gesellschaft übertragenen hohen Mission, sie vor ihren Mitgliedern zu vertreten und ihre Gesetzgeber zu leiten, wahrhaft würdig werde!

(Uebersetzt von G. A. Volchert.)

Ich kann nicht schweigen. Ueber die Hinrichtungen.

Von Graf Leo Tolstoi.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

I.

„Sieben Todesurteile: zwei in Petersburg, eins in Moskau, zwei in Penza und zwei in Riga. Vier Hinrichtungen: zwei in Kharsen, eine in Vilna, eine in Odessa.“ Täglich wars in jeder Zeitung zu lesen und fortgesetzt, nicht Wochen, nicht Monate, nicht ein Jahr hindurch, nein: seit Jahren geht es nun so! Und dies geschieht in Rußland, demselben Rußland, wo die Leute jeden Verbrecher als einen Bemitleidenswerten betrachten, und wo bis vor ganz kurzer Zeit Todesstrafen nicht vom Gesetze bestätigt wurden! Ich erinnere mich, wie stolz ich zu sein pflegte, wenn ich davon mit West-Europäern sprach; aber jetzt haben wir schon das zweite, ja selbst das dritte Jahr hindurch Hinrichtungen, Hinrichtungen, Hinrichtungen ohne Ende.

Ich nehme die heutige Zeitung in die Hand. Heute, am 9. Mai, ist es entsetzlich. Die Zeitung enthält diese wenigen Worte: „Heute wurden in Kherson, auf dem Streibitzky-Felde, zwanzig Bauern gehenkt, als Strafe für einen räuberischen Ueberfall auf den Besitz eines Landmannes im Elizabeth-Distrikt.

Die Zeitungen haben seitdem dieser Mitteilung widersprochen, daß zwanzig Bauern gehenkt worden seien. Ich kann mich nur über diesen Irrtum freuen, nicht nur darüber, daß acht Menschen weniger gehenkt wurden, als zuerst mitgeteilt, sondern auch darüber, daß das entsetzliche Ereignis mich dazu veranlaßte, mich hier über ein Gefühl auszusprechen, welches mich lange gequält hat. Indem ich deshalb das Wort zwanzig durch das Wort zwölf ersetze, lasse ich alles übrige unverändert, denn was ich sage, bezieht sich nicht nur auf die zwölf, die gehenkt wurden, sondern auf all die Tausende, welche seitdem unterdrückt und getötet worden sind.

Zwölf dieser Menschen, von deren Arbeit wir leben, derselben Menschen, die wir demoralisiert haben und noch mit allen Mitteln, welche in unserer Macht stehen, demoralisieren — von der Wirkung des Branntweins bis zu der schrecklichen Lüge eines Glaubens, an den wir selbst nicht glauben, den wir ihnen aber mit aller Macht aufdrängen —, zwölf dieser Menschen mit Stricken gehenkt worden von denen, die sie ernähren, kleiden und erhalten, die sie verdorben haben und sie zu verderben fortsetzen. Zwölf Gatten, Väter, Söhne, auf deren Güte, Fleiß und Einfachheit allein das Leben des ganzen Rußlands ruht, wurden ergriffen, eingekerkert und gefesselt. Dann wurden ihre Hände auf den Rücken gebunden, damit sie nicht die Stricke ergriffen, mit denen sie gehenkt werden sollten, und sie wurden zu den Galgen geführt. Mehrere Bauern, ähnlich denen, welche gehenkt werden sollten, aber bewaffnet, in sauberer Soldatenuniform gekleidet und mit guten Schuhen an den Füßen und Gewehren in der Hand, begleiten die verurteilten Männer. Neben ihnen geht ein langhaariger Mann mit Stola und Meßgewand aus gold- oder silbergesticktem Tuch und einem Kreuz in der Hand. Die Prozession steht still. Der Führer der ganzen Sache sagt etwas, der Sekretär liest ein Dokument vor, und nachdem er geendet hat, sagt der langhaarige Mann, indem er sich an diejenigen wendet, die von anderen Leuten mit Stricken gehenkt werden sollen, etwas von Gott und Christus. Sofort nach diesen Worten löst der Henker (es sind deren mehrere, denn ein Mann kann nicht ein so kompliziertes Geschäft leiten) etwas Seife, und nachdem er die Schlingen der Stricke eingeseift hat, damit sie besser halten sollen, ergreift er die gefesselten Männer, legt ihnen das Sterbehemd an, führt sie zum Schafott und legt die gutgeseiften Schlingen um ihren Nacken.

Und dann werden lebendige Menschen, einer nach dem anderen, von den Bänken gestoßen, die unter ihren Füßen fortgezogen werden, und durch ihr eigenes Gewicht ziehen sie die Schlingen um ihren Nacken zu und werden mühsam gehenkt. Menschen, die eine Minute vorher am Leben waren, hängen jetzt mit dem Körper an einem Strick, erst langsam schwingend, dann in toter Ruhe.

Diese ganze Sache wird sorgfältig von gebildeten und aufgeklärten Leuten der oberen Klasse vorbereitet und geplant. Sie richten es so ein, daß diese Dinge geheim, bei Tagesanbruch geschehen, und sie richten es so ein, daß die Verantwortung für diese Ungerechtigkeiten unter denjenigen, welche sie begehen, so verteilt wird, daß jeder denken und sagen kann, er sei nicht dafür verantwortlich. Sie richten es so ein, daß sie die am meisten demoralisierten und unglücklichen Menschen heraussuchen und, während sie sie zwingen, dieses Geschäft auszuführen, das von uns geplant und gebilligt wird, halten sie den Schein des Abscheus gegen diejenigen aufrecht, welche es tun. Selbst eine so spitzfindige List wie die folgende wird geplant: die Urteile werden von einem Militär-Tribunal verkündet, jedoch müssen, statt Militär, Zivilleute bei der Hinrichtung zugegen sein. Und das Geschäft wird von unglücklichen, betrogenen, verdorbenen und verachteten Menschen ausgeführt, welche nichts weiter zu tun haben als die Stricke gut zu seifen, damit sie ohne Fehler um die Nacken greifen, und sich dann an dem Gift zu betrinken, welches ihnen von diesen aufgeklärten Leuten der oberen Klasse verkauft wird, damit sie schneller und vollständiger ihre Seelen und ihren Menschenwert vergessen. Ein Arzt macht seine Runde bei den Leichen, befühlt sie und berichtet dann den Behörden, daß das Geschäft richtig erledigt ist; alle zwölf sind vollständig tot. Und die Tschinowniks kehren zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, mit dem Bewußtsein, eine notwendige, wenn auch unangenehme Tat gewissenhaft durchgeführt zu haben. Die nun erkalteten Leichen werden heruntergenommen und beerdigt.

Die Sache ist entsetzlich!

Und dies geschieht nicht nur einmal und nicht nur mit diesen zwölf unglücklichen, irregeführten Menschen aus der besten Klasse des russischen Volkes, sondern es geschieht Jahre hindurch unaufhörlich mit Hunderten und Tausenden von ähnlich irregeführten Menschen, irregeführt von demselben Volke, das sie in dieser Weise behandelt. — Und es passieren nicht nur diese Art Schrecken; unter demselben Vorwande und mit derselben kaltblütigen Grausamkeit werden alle anderen Qualen und Gewalttaten in Gefängnissen, Festungen und Sträflingskolonien verübt.

Und während dies Jahre hindurch im ganzen Rußland geschieht, sind die Hauptschuldigen dieser Taten — diejenigen, durch deren Order diese Dinge geschehen und die sie verhindern könnten — vollständig davon überzeugt, daß solche Taten nützlich, ja sogar absolut notwendig sind. Sind entweder damit beschäftigt, neue Methoden zu erfinden und Reden darüber zu halten, wie man die Finnländer daran hindern kann, zu leben, wie es ihnen beliebt, und dazu zwingen, nach dem Wunsche gewisser russischer Persönlichkeiten zu leben, oder sie veröffentlichen Orders zu dem Zwecke, daß „die Aermelaufschläge und Kragen der Soldatenjacken in den Husarenregimentern von derselben Farbe sein sollen wie die Jacken, während die Pelzröcke derjenigen, die sie zu tragen berechtigt sind, keine Schnüre um die Aufschläge über dem Pelz haben sollen."

Dies ist entsetzlich!

II.

Das Furchtbarste an der ganzen Sache ist, daß dieses ganze unmenschliche Quälen und Töten neben dem direkten Uebel für die Opfer und ihre Familien noch ein entsetzliches, großes Uebel für das ganze Volk mit sich führt, indem es Demoralisation — wie Feuer sich in trockenem Stroh verbreitet — über alle Klassen in Rußland verbreitet. Diese Demoralisation wächst besonders schnell unter dem einfachen Arbeiterstande, weil alle diese Ungerechtigkeiten hundertfach all das übertreffen, was von Dieben, Räubern und allen Revolutionären zusammen getan wurde und wird — weil sie so ausgeübt werden, als ob sie etwas Notwendiges, Gutes und Unvermeidliches wären. Und sie werden nicht nur von verschiedenen Institutionen, welche in den Begriffen des Volkes mit Gerechtigkeit, ja sogar mit Heiligkeit unzertrennbar verbunden sind, nämlich vom Senat, der Synode, der Duma, der Kirche und dem Zaren, entschuldigt, sondern sogar unterstützt.

Diese Demoralisation verbreitet sich mit auffallender Schnelligkeit.

Vor kurzer Zeit waren in ganz Rußland nicht zwei Scharfrichter aufzutreiben. In den

achtziger Jahren gab es nur einen. Ich erinnere mich, wie froh Wladimir Solovyof mir damals erzählte, daß kein zweiter Scharfrichter in ganz Rußland aufzutreiben sei; und so wurde der eine von einem Ort zum anderen geholt. Jetzt ist es anders.

Ein kleiner Krämer in Moskau, dessen Geschäft schlecht ging, bot seine Dienste an, um die von der Regierung arrangierten Gemetzel zu vollziehen und erhielt hundert Rubel (£ 10) für jede gehenkte Person. Er verbesserte bald sein Geschäft so gut, daß er diese Nebenbeschäftigung nicht mehr nötig hatte und ist jetzt zu seinem früheren Gewerbe zurückgekehrt.

In Orel wurde im vergangenen Monat, wie auch überall sonst, ein Scharfrichter verlangt, und es fand sich ein Mann, der mit den Leitern der Regierungs-Gemetzel einig wurde, das Geschäft für 50 Rubel pro Kopf zu verrichten. Nachdem dieser freiwillige Henker die Vereinbarung getroffen hatte, hörte er, daß in anderen Städten mehr gezahlt wurde, und als die Hinrichtung stattfinden sollte und das Opfer bereits den Sterbesack anhatte, hielt er, anstatt das Opfer zum Schafott zu führen, inne und sagte, indem er sich dem Oberaufseher näherte: „Ew. Exzellenz müssen noch fünfundzwanzig Rubel zulegen, sonst tue ich es nicht." Er erhielt die Zulage und vollführte die Arbeit.

Das nächste Mal sollten fünf gehenkt werden. Am Tage vor der Hinrichtung verlangte ein Fremder den Leiter der Regierungs-Gemetzel in einer privaten Angelegenheit zu sprechen. Der Leiter ging hinaus zu ihm, und der Fremde sagte:

„Neulich mußten Sie fünfundsiebzig Rubel pro Mann bezahlen. Heute erfahre ich, daß fünf gehenkt werden sollen. Geben Sie mir die ganze Arbeit, ich werde es für fünfzehn Rubel pro Kopf tun, und Sie können sicher sein, daß es sauber gemacht wird."

Ich weiß nicht, ob die Offerte angenommen wurde oder nicht, aber ich weiß, daß sie angeboten wurde.

In dieser Weise wirken die von der Regierung ausgeübten Verbrechen auf das schlechteste und geringste Moralgefühl des Volkes; und diese schrecklichen Tatsachen müssen auch auf den größten Teil der Leute von Durchschnittsmoral einen Einfluß ausüben. Indem man fortwährend von der entsetzlichsten, unmenschlichen Brutalität hört und liest, von den Behörden begangen, d. h. von Personen, welche das Volk als die besten Männer zu ehren gewohnt ist, kommt der größte Teil der Durchschnittsleute, besonders die Jugend, von ihren Geschäften bereits in Anspruch genommen, anstatt sich zu vergegenwärtigen, daß diejenigen, die solche entsetzlichen Dinge tun, der Verehrung unwürdig sind, unfreiwillig zu dem entgegengesetzten Schlusse und folgert, daß, wenn allgemein geehrte Männer Dinge tun, welche uns entsetzlich erscheinen, diese Dinge wahrscheinlich dann doch nicht so entsetzlich sind, als wir vermuten.

Die Leute sprechen und schreiben jetzt von Hinrichtungen, Erhängen, Gemetzel und Bomben, wie sie früher vom Wetter sprachen. Die Kinder spielen Erhängen. Knaben aus den Gymnasien, fast noch Kinder, ziehen auf Räuberexpeditionen aus, bereit zu töten, genau so, wie sie früher auf die Jagd gingen.

Die großen Landbesitzer zu töten, um sich ihrer Besitztümer zu bemächtigen, erscheint jetzt vielen Leuten als die allerbeste Lösung der Landfrage.

Im allgemeinen werden, dank der Tätigkeit der Regierung, welche das Töten als ein Mittel, um zu ihren Zielen zu gelangen, erlaubt hat, alle Verbrechen, Raube, Diebstähle, Lügen, Peinigungen und Morde jetzt von den Elenden, die von der Regierung verdorben worden sind, als die natürlichsten Dinge, eines Menschen würdig, betrachtet.

Ja! Entsetzlich sind die Tatsachen selbst, aber das moralische, geistige, ungesehene Uebel, das sie schaffen, ist unvergleichlich entsetzlicher!

III.

Sie sagen, daß Sie all diese Schrecken ausüben, um Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Sie stellen Frieden und Ordnung wieder her!

Durch welche Mittel stellen Sie sie wieder her?

Durch die Tatsache, daß Sie, die Vertreter einer christlichen Macht, Führer und Lehrer, durch die Diener der Kirche anerkannt und er-

muntert, die letzte Spur von Glauben und Moral im Menschen zerstören, indem Sie die größten Verbrechen ausüben; Lügen, Falschheit, Peinigungen jeder Art und das letzte, entsetzlichste Verbrechen, den einen Mord, nicht einen einzigen Mord, aber unzählige Morde, welche Sie zu rechtfertigen suchen durch stumpfsinnige Hinweise auf diese und jene von Ihnen selbst geschriebenen Paragraphen, in Ihren stumpfsinnigen und lügenhaften Büchern, welche Sie lästernd die Gesetze nennen.

Sie sagen, daß dies das einzige Mittel ist, um das Volk zu beruhigen und die Revolution zu unterdrücken; aber das ist augenscheinlich falsch. Es ist klar, daß Sie nur das Volk beruhigen können, wenn Sie das Verlangen nach der allereinfachsten Gerechtigkeit befriedigen, welches die ganze landwirtschaftliche Bevölkerung Rußlands stellt, nämlich die Aufhebung des privaten Landeigentums, dasselbe nicht mehr zu bestätigen, und in verschiedener Weise die Bauern nicht zu erregen, ebenso wie diese unbeherrschten und erbitterten Leute, welche einen heftigen Kampf mit Ihnen angefangen haben. Sie können die Leute beruhigen, indem Sie sie quälen und Frauen und Kinder plagen, verbannen, einkerkern und henken! Wie sehr Sie auch versuchen mögen, in Ihrem Inneren menschliche Einsicht und Liebe zu ersticken, Sie tragen diese Eigenschaften doch in sich und Sie brauchen nur zur Vernunft zu kommen und zu überlegen, um zu sehen, daß Sie, indem Sie so handeln, d. h. indem Sie an solch furchtbaren Verbrechen teilnehmen, nicht nur das Leiden nicht heilen, daß Sie es vielmehr, indem Sie es nach innen treiben, noch ärger machen.

Dies ist nur zu leicht ersichtlich.

Der Grund der Geschehnisse liegt nicht in äußerlichen Ereignissen, sondern hängt vollständig von der geistigen Stimmung des Volkes ab, die sich geändert hat und von keiner Macht in ihren früheren Zustand zurückgebracht werden kann, ebensowenig wie ein erwachsener Mann durch irgendwelche Macht wieder in ein Kind sich verwandeln könnte. Soziale Erregung oder Ruhe kann nicht davon abhängen, ob Peter lebendig oder gehenkt ist, oder ob John in Tembof lebt oder in Strafarbeit in Nertchinsk. Soziale Erregung oder Ruhe kann nicht allein davon abhängen, wie Peter oder John, sondern davon, wie die große Mehrzahl der Nation ihre Lage betrachtet und von der Stellung dieser Mehrzahl zur Regierung, zum Grundeigentum, zu der Religion, die gelehrt wird, und davon, was diese Mehrzahl als gut oder schlecht betrachtet. Die Macht der Ereignisse liegt auf keinen Fall in den materiellen Lebensbedingungen, sondern in den geistigen Bedingungen des Volkes. Selbst wenn Sie fähig wären, ein Zehntel der russischen Nation zu quälen und zu töten, würde die geistige Beschaffenheit der übrigen doch nicht so werden, wie Sie es wünschen.

Und so bringt alles, was Sie jetzt tun, all Ihre Durchsuchungen, Spionagen, Verbannungen, Gefängnisse, Strafkolonien und Galgen, nicht das Volk dahin, wo Sie es wünschen, sondern Sie erhöhen im Gegenteil dadurch die Erregung und zerstören jede Möglichkeit einer Beruhigung.

„Aber was ist dann zu tun?“ Sie fragen „was zu tun sei? Wie ist es möglich, die Ungerechtigkeiten, die jetzt ausgeübt werden, zu verhindern?“

Die Antwort ist sehr einfach „hören Sie auf, das zu tun, was Sie jetzt tun.“

Selbst wenn niemand weiß, was getan werden müßte, um „das Volk“ zu beruhigen — das ganze Volk (viele Leute wissen sehr wohl, daß dasjenige, was am ehesten zur Beruhigung des russischen Volkes verlangt wird, die Befreiung des Landes vom privaten Besitz ist, ebenso wie es vor fünfzig Jahren galt, die Bauern vom Sklaventum zu befreien!) — selbst wenn niemand das wüßte, wäre es doch klar, daß die Beruhigung des Volkes nicht durch Taten geschieht, welche die Erregung erhöhen. Und das tun Sie jetzt.

Was Sie tun, tun Sie nicht für das Volk, sondern für sich selbst, um die Stellung, welche Sie einnehmen, festzuhalten, eine Stellung, welche Sie irrtümlicherweise für günstig halten, die in Wahrheit aber höchst erbärmlich und abscheulich ist. Sagen Sie uns ja nicht, daß Sie etwas für das Volk tun: Dies ist nicht wahr! All die Abscheulichkeiten, die Sie begehen,

unternehmen Sie für sich selbst, für Ihre eigene Habsucht, Ihren eigenen Ehrgeiz, Ihre eigene Eitelkeit, Ihre eigene Rachsucht, Ihre persönlichen Ziele, um noch ein wenig länger die Verderbtheit fortzusetzen, in der Sie leben und die Ihnen so wünschenswert erscheint.

Wie ausdrücklich Sie auch erklären mögen, daß alles, was Sie machen, für das Wohl des Volkes geschehe: die Menschen fangen an, Sie mehr und mehr zu verstehen, das heißt: Sie mehr und mehr zu verachten und Ihre Zwangs- und Unterdrückungsmaßregeln anders zu betrachten, als Sie sie betrachtet wünschen: nicht als die Tat eines höheren Wesens, der Regierung, sondern als die persönlichen schlechten Taten einiger schlechten Egoisten.

IV.

Sie sagen wieder: „Nicht wir, sondern die Revolutionäre fingen alle diese Sachen an, und die schrecklichen Verbrechen der Revolutionäre können nur durch feste Maßregeln (so nennen Sie Ihre Verbrechen) der Regierung unterdrückt werden." Sie sagen, die Abscheulichkeiten, die von den Revolutionären ausgeübt werden, sind schrecklich.

Ich bestreite dies nicht, füge aber hinzu, daß sie nicht nur schrecklich, sondern auch dumm sind und — wie Ihre eigenen Taten — neben ihr Ziel treffen. Aber wie entsetzlich und einfältig ihre Handlungen auch sein mögen, all diese Bomben und Tunnelbohrungen, ihre empörenden Morde und Gelddiebstähle: sind all diese Dinge auch nur annähernd so abscheulich und dumm, wie die Taten, die Sie vollführen?

Sie tun genau dasselbe, wie Sie, und tun es aus denselben Gründen. Sie befinden sich in demselben Wahn (ich möchte sagen „komischen", wenn seine Folgen nicht so entsetzlich wären), daß Menschen, die sich einen Plan, eine Ansicht über eine wünschenswerte und richtige Ordnung der Gesellschaft gebildet haben, damit das Recht und die Möglichkeit hätten, das Leben andrer Leute in Uebereinstimmung mit diesem Plan einzurichten. Der Wahn ist derselbe, und die Methoden, um das eingebildete Ziel zu erreichen, sind auch dieselben. Diese Methoden sind Grausamkeiten jeder Art, einschließlich der Tötung. Und die Ausrede ist, daß eine schlechte Tat, die zum Vorteile vieler ausgeübt wird, aufhöre, unmoralisch zu sein, und daß man deshalb, ohne gegen das Moralgesetz zu verstoßen, lügen, räubern und töten kann, wenn dies zur Verwirklichung der beabsichtigten guten Sache für die vielen führt, welche wir uns einbilden zu kennen und vorhersehen zu können, und welche wir zu schaffen wünschen.

Ihr, am Ruder nennt die Taten der Revolutionäre „Abscheulichkeiten" uud „große Verbrechen", Sie aber haben nichts getan, das Ihr nicht auch tut und in unvergleichlich größerer Ausdehnung tut. Sie tun nur, was Ihr ihnen vormacht; Ihr haltet Spione, betrügt, verbreitet gedruckte Lügen: und sie tun dasselbe. Ihr nehmt durch Gewalttaten jeder Art den Besitz der Leute und gebraucht ihn, wie Ihr es für gut haltet: und sie tun dasselbe. Ihr tötet diejenigen, welche ihr als gefährlich betrachtet: und sie tun dasselbe.

Da Ihr also dieselben unmoralischen Mittel anwendet wie die Revolutionäre, um zu Euren Zielen zu gelangen: wie habt Ihr ein Recht, sie zu tadeln? Alles, was Ihr zu Eurer Rechtfertigung anführen könnt, können sie ebenfalls für die ihrige anführen, ganz davon abgesehen, daß Ihr viel Böses obendrein noch tut, dessen sie sich nicht schuldig machen, wie: das Geld der Nation verschwenden, Kriege vorbereiten, Kriege machen, fremde Nationen unterwerfen und unterdrücken, und manches andere.

Ihr sagt. Ihr habt die Traditionen der Vergangenheit zu behüten. Und nehmet die Handlungen der großen Männer der Vergangenheit als Beispiele. Sie haben auch ihre Traditionen aus der Vergangenheit, selbst vor der französischen Revolution, und was die großen Männer betrifft: Modelle zu kopieren, Märtyrer, welche für Wahrheit und Freiheit starben, so haben sie kein anderes Mittel dafür als Ihr.

Wenn also ein Unterschied zwischen Euch besteht, so ist es nur der, daß Ihr wünschet, daß Alles so bleiben soll, wie es war und ist, während sie eine Aenderung wünschen. Und indem sie meinen, daß Alles nicht immer so bleiben kann,

wie es zu sein pflegt, würden sie eher Recht haben als Ihr, hätten sie nicht von Euch diesen sonderbaren, verderblichen Wahn angenommen, daß eine Schar Menschen eine Lebensform kennen sollte, die für alle Menschen in Zukunft passend sein solle, und daß diese Form durch Gewalt erreicht werden könne. Im Uebrigen tun sie nur, was Ihr tut, indem sie dieselben Mittel anwenden. Sie sind alle Eure Schüler; und haben alle Eure kleinen Kniffe und Pfiffe angenommen. Sie sind Euer Produkt, sind Eure Kinder. Wenn Ihr nicht vorhanden wäret, würden sie auch nicht da sein; wenn Ihr deshalb versucht, sie mit Gewalt zu unterdrücken, handelt Ihr wie ein Mensch, der mit seinem ganzen Gewicht gegen eine Tür drückt, welche sich gegen ihn öffnet.

Wenn ein Unterschied zwischen Euch besteht, so ist er sicherlich nicht zu Euren, sondern zu ihren Gunsten. Die mildernden Umstände auf ihrer Seite sind erstens, daß ihre Verbrechen mit weit größerer persönlicher Gefahr ausgeübt werden als die Euren, und Risiko und Gefahr entschuldigen Manches in den Augen eindrucksfähiger Jugend. Zweitens, daß die weitaus größte Mehrheit unter ihnen ganz junge Leute sind, für die es fast natürlich ist, vom rechten Wege abzukommen, während Ihr meist Menschen reiferen Alters seid, alte Leute, für welche vernünftige Ruhe und Sanftmut gegen die Irregeführten natürlich sein sollte. Drittens ist ein mildernder Umstand zu ihren Gunsten derjenige, daß sie, wie abscheulich ihre Morde auch sein mögen, doch nicht so kaltblütig, so systematisch grausam sind wie Eure Schlüsselburgen, Transportationen, Galgen und Niederschießereien. Der vierte mildernde Umstand für die Revolutionäre ist, daß sie Alle ganz kategorisch alle religiösen Lehren verwerfen und meinen, daß der Zweck das Mittel heilige; sie handeln deshalb ganz folgerichtig, wenn sie einen oder mehrere Menschen für die Sache des eingebildeten Wohles der Vielen töten, während Ihr, Regierungsmänner — vom niedrigsten Henker bis zu den höchsten Derer, die sie befehlen — Euch auf die Religion und das Christentum beruft, das ganz unvereinbar ist mit den Taten, die Ihr verübt.

Und Ihr älteren Leute, Leiter anderer Menschen, Lehrer des Christentums, Ihr sagt wie Kinder, die sich geschlagen haben: „Wir fingen nicht an, sondern die Anderen.“ Besseres habt Ihr uns nicht zu sagen, Ihr, die Ihr selbst die Rolle als Herrscher der Menschen übernommen habt. Und welche Art von Menschen seid Ihr? Menschen, die als Gott ein Wesen anerkennen, das auf das Entschiedenste nicht nur jede Art Tötung verboten hat, sondern auch jeden Zorn gegen einen Bruder; ein Wesen, das nicht allein Gericht und Strafe verboten hat, sondern sogar die Verdammung eines Bruders; ein Wesen, das in den klarsten Ausdrücken jede Strafe verworfen hat und die Notwendigkeit fortgesetzten Verzeihens betonte, wie oft auch ein Verbrechen ausgeübt sein möge; ein Wesen, das uns gebot, dem Schlagenden die andere Wange hinzuhalten und Böses nicht mit Bösem zu vergelten; ein Wesen, das in der Geschichte des Weibes, das gesteinigt werden sollte, so einfach und klar zeigte, wie unmöglich Gericht und Bestrafung zwischen den Menschen untereinander ist. Und Ihr, die Ihr diesen Lehrer als Gott anerkennt, findet zu Eurer Verteidigung nichts Besseres zu sagen als: „Sie fingen an, sie töten, also wollen wir sie töten“!

V.

Ein Künstler meiner Bekanntschaft hatte die Absicht, ein Bild zu malen, „Die Hinrichtung“, und er wünschte ein Modell für den Scharfrichter. Er hörte, daß das Amt des Henkers in Moskau zurzeit von einem Wächter ausgeübt wurde. Der Künstler ging zum Hause des Wächters. Es war um die Osterzeit. Die Familie saß in ihren besten Kleidern am Teetisch, der Herr des Hauses war aber nicht zugegen. Es kam dann heraus, daß er sich, als er plötzlich einen Fremden erblickte, versteckt hatte. Seine Frau schien auch verlegen und sagte, ihr Mann sei nicht zu Hause, aber seine kleine Tochter verriet ihn, indem sie sagte: „Papachen ist auf dem Boden.“ Sie ahnte noch nicht, daß ihr Vater wohl wußte, daß er etwas Schlechtes tat und deshalb vor jedermann Furcht hatte. Der Künstler erklärte der Frau, er wünsche ihren Mann als

Modell zu malen, weil sein Gesicht zu einem Bilde paßte, das er zu malen beabsichtigte (selbstverständlich sagte der Künstler nicht, was das Bild, für das er das Gesicht des Wächters wünschte, vorstellen sollte). Nachdem der Künstler mit der Frau in eine Unterhaltung gekommen war, bot er ihr, um sie zu beruhigen, an, ihren kleinen Sohn als Schüler anzunehmen. Dieses Angebot lockte augenscheinlich die Frau. Sie ging hinaus, und nach einer Weile kam ihr Mann hinein, fragend, verwirrt, ruhelos und furchtsam aussehend. Er versuchte lange, aus dem Künstler herauszubekommen, weshalb er gerade ihn wünschte. Als der Künstler ihm erzählte, er hätte ihn auf der Straße gesehen und sein Gesicht für das geplante Bild passend gefunden, fragte der Wächter, wo er ihn gesehen hätte? Zu welcher Zeit? In welcher Kleidung? Und da er augenscheinlich etwas Böses fürchtete und vermutete, konnte keine Vereinbarung getroffen werden.

Ja, dieser Scharfrichter weiß, daß er Unrecht begeht und dafür gehaßt ist, und er fürchtet sich vor den Menschen, und ich meine, daß diese Gewissensbisse und Furcht vor den Menschen mindestens einen Teil seiner Missetat aufwiegen. Aber Ihr alle, vom höfischen Sekretär bis zum Minister und Zaren, Ihr indirekten Teilnehmer an den Ungerechtigkeiten, die täglich ausgeübt werden, Ihr scheint nicht Eure Missetat zu fühlen oder Euch Eurer Teilhaftigkeit an diesem Schrecken zu schämen. Es ist wahr, daß Ihr, wie der Scharfrichter, Euch vor Menschen fürchtet, und dies desto mehr, je größer Eure Verantwortung für die Verbrechen ist; der öffentliche Kläger mehr als der Schreiber, der Regierungspräsident mehr als der öffentliche Kläger, der Präsident des Ministerrates noch mehr und der Zar am meisten von allen. Ihr fürchtet Euch alle, aber im Gegensatz zum Scharfrichter fürchtet Ihr Euch nicht, weil Ihr wißt, daß Ihr Böses tut, sondern weil Ihr meint, daß andere Leute „Böses" tun werden.

Deshalb meine ich, daß, wie tief auch dieser unglückliche Wächter gefallen sein mag, er doch moralisch unendlich höher steht als Ihr, Teilnehmer und teilweise Verfasser dieser entsetzlichen Verbrechen: Ihr, die Ihr andere statt Eurer selbst verdammt und Euren Kopf so hoch tragt.

VI.

Ich weiß, daß die Menschen nur Menschen sind, daß wir alle schwach sind, daß wir alle uns irren, und daß der eine den anderen nicht richten kann. Ich habe lange gegen das Gefühl angekämpft, das in mir aufgestiegen ist gegen diejenigen, die für diese entsetzlichen Verbrechen verantwortlich sind, und das um so stärker wurde, je höher sie auf der sozialen Leiter standen. Gegen dieses Gefühl länger ankämpfen, fehlt mir die Kraft und die Lust.

Ich kann und will es nicht, erstens, weil eine Enthüllung dieser Leute, die nicht die ganze Scheußlichkeit ihrer Handlungen einsehen, für sie so notwendig ist wie für die große Menge, wie für die, die in ihrem Urteil leicht beeinflußt von dem äußerlichen Ehrenflitter und diesen Personen reichlich gespendeten Lob, ihre schrecklichen Taten noch gut finden und sogar versuchen, ihnen nachzuahmen. Zweitens kann und will ich nicht länger kämpfen, weil (ich gestehe es offen) ich hoffe, daß meine Enthüllung dieser Menschen auf irgendeine Weise ihrem Treiben, das auch mich umgiebt, ein Ende setzen wird, einem Treiben, bei dessen Anblick ich mich nur als einen Teilnehmer an den Verbrechen fühle, die um mich her begangen werden.

Alles, was jetzt in Rußland getan wird, wird im Namen des allgemeinen Wohles getan, im Namen der Beschützung und Beruhigung der Einwohner Rußlands. Und wenn dem so ist, so wird es auch für mich getan, der ich auch in Rußland lebe. Für mich also besteht die Not des Volkes, das des ersten und natürlichsten Menschenrechtes beraubt ist — des Rechtes, das Land zu benutzen, auf welchem es geboren wurde; für mich verläßt die halbe Million Menschen das gesunde Leben eines Bauers, wird in Uniformen gekleidet und lernt zu töten; meinetwegen besteht diese falsche sogenannte Geistlichkeit, deren oberste Pflicht es ist, das wahre Christentum zu verderben und zu verheimlichen; für mich geschehen alle diese Transportationen von Menschen von Ort zu Ort; für mich wan-

dern diese Hunderte von Tausenden hungriger Arbeiter in Rußland umher; für mich sterben diese Hunderte von Tausenden Unglücklicher an Typhus und Skorbut in den Festungen und Gefängnissen, welche für eine solche Menge nicht ausreichen; für mich leiden die Mütter, Frauen und Väter der Verbannten, die Sträflinge und diejenigen, die gehenkt wurden; für mich sind diese Spione und Bestechungen; für mich ist die Beerdigung dieser Dutzende und Hunderte von Menschen, die erschossen worden sind; für mich tun diese Henker ihre entsetzliche Arbeit, zuerst mit Mühe dafür gewonnen, dann mit rasch gemindertem Abscheu; für mich bestehen diese Galgen mit Schnüren, von denen Frauen, Kinder und Bauern herunterhängen; für mich besteht dieser furchtbare Haß des Menschen gegen seinen Nächsten.

Wie sonderbar es auch ist, daß all Dies für mich geschieht, und daß ich Teilnehmer an den entsetzlichen Taten bin, ich kann das Gefühl nicht überwinden, daß eine unzweifelhafte gegenseitige Abhängigkeit zwischen meinem geräumigen Zimmer, meinem Mittagsmahl, meiner Kleidung, meiner Bequemlichkeit und diesen schrecklichen Verbrechen besteht, die begangen werden, um diejenigen loszuwerden, die das mir Nöthige nehmen möchten. Und trotzdem ich weiß, daß diese heimatlosen, erbitterten, verderbten Leute — welche nur bei den Drohungen der Regierung mich Alles dessen berauben würden, was ich brauche — die Produkte der Handlungen dieser selben Regierung sind, kann ich doch ein Gefühl nicht überwinden, daß mein Friede jetzt vollständig von all den Schrecken abhängt, welche jetzt von der Regierung durchgeführt werden.

Und da ich dieses weiß, kann ich es nicht länger ertragen, sondern muß mich aus dieser unerträglichen Lage befreien.

Es ist unmöglich so zu leben. Ich wenigstens kann und will nicht so leben.

Dies ist der Grund, weshalb ich Dies schreibe und, soweit ich kann, auch verbreiten werde, sowohl in Rußland als im Auslande — ich wünsche, daß eines von zwei Dingen geschehen möge, entweder, daß mit diesen unmenschlichen Taten eingehalten wird, oder daß meine Verbindung mit ihnen entdeckt und ich ins Gefängnis geworfen werde, wo es mir klar zum Bewußtsein kommen mag, daß diese Schrecken nicht um meinetwillen begangen werden; oder noch besser (es ist so gut, daß ich von solchem Glück fast nicht träumen darf) wäre es, sie würden mich, wie diese zwanzig oder zwölf Bauern, in einen Sack und eine Mütze kleiden, mir die Bank fortziehen, und ich würde durch mein eigenes Gewicht dann die gut eingeseifte Schlinge um meine alte Kehle zusammenziehen.

VII.

Um zu einem dieser Ziele zu gelangen, wende ich mich an die Teilnehmer dieser schrecklichen Taten, indem ich mit denjenigen beginne, die um ihre Nächsten, Frauen und Kinder die Mützen und Schlingen legen — von den Gefängniswärtern bis zu Euch, Ihr Hauptorganisatoren und Urheber dieser entsetzlichen Verbrechen.

Nächsten! Kommt zur Vernunft, haltet ein und denkt, überlegt endlich, was Ihr tut! Denkt, wer Ihr seid!

Ehe Ihr Henker, Generäle, öffentliche Kläger, Richter, Minister oder Zar seid — seid Ihr nicht Menschen? Heute wird Euch ein Blick in Gottes Welt erlaubt, morgen hört Ihr auf zu sein. Ihr Henker jeder Art, die Ihr besonders den größten Haß verursacht und noch verursacht, denkt daran. Ist es möglich, daß Ihr, die Ihr den kurzen Blick in Gottes Welt tut (denn selbst, wenn Ihr nicht ermordet werdet, ist doch der Tod immer dicht hinter uns allen), ist es möglich, daß Ihr in Euren lichten Augenblicken nicht seht, daß Eure Bestimmung im Leben nicht die sein kann, Menschen zu quälen und zu töten; Ihr selbst zittert aus Furcht, getötet zu werden, belügt Euch selbst, andere und Gott, versichert Euch selbst und anderen, daß Ihr, indem Ihr an diesen Dingen teilnehmet, ein wichtiges und großes Werk für das Wohl von Millionen vollführet! Ist es möglich, daß — wenn Ihr nicht von Euren Umgebungen durch Schmeicheleien und die üblichen Sophisterien trunken gemacht seid — nicht jeder von Euch weiß, daß es alles nur Redensarten sind, nur erfunden, damit Ihr, wenn Ihr die schrecklichsten Dinge begehet, Euch

für einen guten Menschen halten könnt? Ihr müßt ja wissen, daß Ihr, wie jeder von uns, nur eine wirkliche Pflicht habt, welche alle anderen in sich schließt: die Pflicht, die kurze Spanne Zeit, die uns gewährt wird, in Uebereinstimmung mit dem Willen desjenigen zu leben, der uns in diese Welt gesandt hat und es in Uebereinstimmung mit seinem Willen zu verlassen. Und dieser Wille wünscht nur eines: die Liebe des Menschen zu seinem Nächsten.

Aber was tut Ihr? Wofür opfert Ihr Eure geistige Kraft? Wen liebt Ihr? Wer liebt Euch? Euer Weib? Euer Kind? Aber das ist nicht Liebe. Die Liebe von Weib und Kindern ist nicht Menschenliebe. Die Tiere lieben in dieser Weise, selbst noch stärker. Menschenliebe — ist die Liebe des Menschen zu seinem Nächsten — zu jedem Menschen, als einem Sohne Gottes und deshalb einem Bruder. Wen liebt Ihr in dieser Weise? Niemand. Wer liebt Euch in dieser Weise? Niemand.

Ihr seid gefürchtet wie der Henker oder ein ein wildes Tier. Die Leute schmeicheln Euch, weil sie im Grunde ihres Herzens Euch verachten und hassen — und wie hassen sie Euch! Und Ihr wißt es und fürchtet die Menschen.

Ja, überlegt es Euch, Ihr alle, vom höchsten bis zum niedrigsten der Mördergesellen; überlegt Euch, wer Ihr seid und hört endlich auf zu tun, was Ihr tut. Höret auf, nicht Euretwegen, nicht um Eurer eigenen Persönlichkeit willen, nicht der Menschen wegen, nicht damit Ihr aufhören könnt, getadelt zu werden, sondern um Eurer Seele willen und um des Gottes willen, der in Euch lebt!

Herbert Eulenberg. Von Professor Dr. Richard M. Meyer.

Ich kannte Herbert Eulenberg lange Zeit nur aus Zeitungsartikeln — von ihm und über ihn; und ich muß gestehen, daß zumal die erste Gruppe mich nicht zu näherer Bekanntschaft lockte. Es waren vergrämte, verbitterte Expektorationen von unhaltbarer Allgemeinheit, in denen in heftigster Weise der Unwert der Kritik oder die Schlechtigkeit des Theaters auseinandergesetzt wurde. Nicht einmal in der Form schienen sie mir bemerkenswert; was aber in ihnen trotz der weiten Verbreitung solcher Klagen und Anklagen für den Verfasser charakteristisch ist, konnte ich nicht wissen. Es ist jene Zeitlosigkeit, die auch seine Dramen kennzeichnet. Freilich ist Eulenberg nicht der einzige, der mit fröhlicher Unbefangenheit behauptet, das einst so idealistische Theater sei heute nur noch Geschäft und die früher so wertvolle Kritik jetzt nur noch Reklame; wie oft hören wir dies Lied und lächeln, etwa an die goldene Zeit der Kotzebue und Müllner gedenkend. Aber bei Eulenberg ist diese Unfähigkeit, wirkliche oder vermeintliche Erscheinungen historisch zu verankern, doch tiefer begründet. Er gehört noch zu denen, für die es nur zwei Zeitalter gibt: das wunderbare der Märchen und das traurige der Wirklichkeit; seine Chronologie ist die der Naturvölker, in der nach dem Großvater gleich das Chaos kommt, und seine Weltanschauung die der Mythologie.

Wenn man eine Literaturgeschichte der neueren Zeit geschrieben hat, besitzt man eine unbestimmte Menge von Feinden; aber glücklicherweise auch ein paar Freunde und Helfer. Wiederholt hatte ich die Freude, daß Namen und Werke, die mir unbekannt geblieben waren, von Unbeteiligten an mich herangebracht wurden; und die Persönlichkeiten der Vermittler ließen gewöhnlich schon einen Schluß auf die des Empfohlenen zu. Ein klassischer Philolog aus meiner Generation machte mich auf „Ulrich Fürst von Waldeck“ aufmerksam: er verkannte die dramaturgischen Fehler nicht, besonders daß die Eigenart des Helden unerklärt vorausgesetzt werde, und daß der Schluß unorganisch sei; aber vor allem in dem Reichtum und der Eigenart der Metaphern erkannte er eine echte dichterische Begabung. Ein jüngerer

Literarhistoriker stellte mir bald darauf die meisten Dramen Eulenbergs zur Verfügung — ein Verehrer von Jean Paul und Wilhelm Raabe teilte das Interesse an dem Helden des letzten Theaterskandals mit einem feinen Kenner klassischer Kunst. Kein Zufall! Eulenberg ist berechtigt, aus beiden Lagern Beachtung zu fordern. Nur ein drittes Lager wird ihn, von seinem Standpunkt aus mit Recht, durchaus ablehnen dürfen: das des Naturalismus. Dem hat er selbst in einer der merkwürdig persönlich und merkwürdig ungeeigneten poetischen Ansprachen, mit denen er seine Dramen befürwortet, fast verächtlich den Handschuh hingeworfen.

Eulenberg hat bisher nur Dramen an den Tag gegeben; wenigstens ist mir eine Sammlung der lyrischen Gedichte, die er unzweifelhaft verfaßt haben wird, nicht bekannt geworden. Diese Schauspiele aber bilden schon eine stattliche Reihe („Dogenglück", „Anna Walewska" — mir unbekannt —, „Münchhausen", „Künstler und Katilinarier" — das ich ebenfalls nicht gelesen habe —, „Leidenschaft", „Ein halber Held", „Kassandra", „Ritter Blaubart", „Ulrich Fürst von Waldeck"). Sieht man aber genauer hin, so ist es eigentlich immer dasselbe Drama, nur daß sein Dichter es mit immer neuer Leidenschaft, mit wachsender Kunst, mit erstarkendem Stilgefühl geschrieben hat. In den ersten Stücken ist er noch von Shakespeare in erstaunlicher Abhängigkeit; die Dosierung von Tragik und Komik, von Vers und Prosa, von Seltsamkeit und Alltäglichkeit ist so unmittelbar von dem Dichter des „Macbeth" und „Hamlet" bedingt, wie nur irgend bei einem unserer Zeitgenossen von Ibsen. Dann aber ringt er sich zu einem eigenen Stil durch. Und ebenso ist die Rücksicht auf Bühne und Publikum, so gering sie immer bei diesem stolzen Verächter des Theatralischen bleibt, im „Ulrich" eine ganz andere als noch im „Münchhausen". Der Inhalt aber bleibt der gleiche — was ich wahrlich nicht sage, um den Dichter herunterzusetzen: in einer Epoche die nur zu hastig nach dankbaren Stoffen greift, beweist es die innere Notwendigkeit, mit der Eulenberg diesen Stoff und nur ihn gestaltet.

Und weiter: persönlich bedingt ist auch die Form seiner Dramen. Im Grunde nämlich — und hier muß denn freilich ein schwerer Tadel ausgesprochen werden — sind es nicht Dramen, sondern dramatisch bewegte Monologe. Wie Hofmannsthals „Elektra" ist Eulenbergs „Kassandra" ein „Monodrama": nur Eine Figur lebt, spricht, handelt — soweit sie handelt —, und die anderen sind Schöpfungen ihres bewegten Traums, obwohl mit seltener Phantasiekraft von der Träumerin erschaut und uns vermittelt. Aber der Dichter sieht nur die eine Gestalt; und die Welt und alles, was sonst lebt, sieht er nur mit ihren Augen, nur durch das Medium dieser Gestalt. Einzig in dem Drama „Leidenschaft" hat er es vermocht, mehr als eine Figur unmittelbar anzuschauen, unmittelbar lebendig zu machen. Jene eine aber ist überall mit merkwürdiger Kraft gesehen und verkörpert, und sie tritt immer deutlicher ins Licht.

Zwar im „Dogenglück", einem der unreifsten und unerfreulichsten Anfängerstücke, verschwimmt dieser Hauptcharakter noch in der Luft: der ganzen Atmosphäre ist etwas von ihm mitgeteilt. Dies ganze Venedig der Dogenzeit ist so ein Kerl, wie später Münchhausen, der Hauptmann Edgar, wie in anderem Sinne Kurt v. d. Kreiht, Kassandra, Blaubart, Fürst Ulrich. Diese bunte Dogenstadt ist ein Geschöpf voll animalischer Gier, die sich aber nicht mit der Naivität oder dem bewußten Stolz eines Uebermenschen der Kraft ihres Verlangens rühmt, sondern sich angstvoll an den Hellen und Bewußten mißt und verurteilt. Nichts ist für Eulenberg so charakteristisch als dieser Standpunkt zwischen zwei Welten. Er ist,

selbst ein „halber Held", der gern mit den Spielhagenschen und Sudermannschen Gewaltjunkern das Leben verzechen möchte und doch wieder mit Abscheu auf ihre Exzesse blickt; selbst solch ein Münchhausen, der sich die kindliche Freude am Lügen rabulistisch in eine Tugend umdichten muß; solch ein Blaubart, der die angeborene wilde Mordlust durch sentimentale Trauer über weibliche Untreue rechtfertigen will; solch ein Ulrich von Waldeck, der im Grunde froh ist, daß das Schicksal ihn in den wilden Wald jagt, wo er nichts mehr mit den Menschen zu tun hat, die er nur zu verhöhnen versteht. Daher eben wird jedes Drama ihm unter der Hand ein apologetischer Monolog des Helden, der seinen Instinkt durch seine Schicksale rechtfertigt — als wären die Schicksale eines dramatischen Helden je etwas anderes als die Folgen seiner Natur, als die Ergebnisse seines Instinktes!

Indes — er ist wirklich ein Dichter, und deshalb empfindet er die eigenen Erlebnisse als allgemein menschliche, deshalb reizt es, zwingt es ihn, sie in Gestalten zu verkörpern. „Dogenglück" sieht fast aus wie eine erweiterte Milieustudie, die den Falstaff und seine Freundin Dorchen Lakenreißer an die Adria überträgt; leider ist dabei die Derbheit, die Shakespeares grandioser Humor mildert, in der bitteren Gewaltsamkeit Eulenbergs in unerträglichen Zynismus umgeschlagen. Auch zeigt sich hier, wie besonders noch im „Blaubart", seine eigentümliche Stellung zu überlieferten Stoffen verhängnisvoll. Es ist schon charakteristisch, daß er den Marino Falieri der Geschichte, E. Th. A. Hoffmanns, Byrons in einen Antonio Falieri umtauft. So ist die ganze packende Wahrheit der Empörung des alten Seelöwen in ein wildes, unklares Intrigenspiel verwandelt, mit gröblichen, gröblich symbolisierenden Irrenhaus- und Freudenhauseffekten. Ein treuer Narr ist diesem Lear — dessen Töchter sein Staat, sein Ruhm und seine Ehre sind — beigesellt, die Amme aus „Romeo und Julie" seiner Gattin; und dies alles nur mit dem Erfolg, daß man den ungeheuren Abstand zwischen dem Meister, der in jedem Nerv Dramatiker ist, und dem Schüler, der in endlosen Reden und zwecklosen Gebärden es sein möchte, um so schmerzlicher empfindet. Nur hin und wieder in lyrischen Stoßseufzern des Dogen und der Dogaressa erklingt etwas von eigenem Stil.

Das Motiv aber ist bereits ganz das seine: wie in „Leidenschaft" geht die Heldin an der Unfähigkeit des Gewaltmenschen zur Treue zugrunde und verkörpert so jenes Dilemma: daß der Dichter die rücksichtslose Hingabe an das Leben zugleich ästhetisch bewundert und ethisch verabscheut. Und ebenso steht er zu jenem Venedig selbst, das ihm hier das größte Instinktgeschöpf vertritt: die „Welt" selbst; denn in jenen wüsten Szenen ist so viel heimliche Freude an dem Riesenmaß der Ungebundenheit wie offene Entrüstung.

Auch „Münchhausen" ist noch ganz in den Schatten Shakespeares gestellt, doch schon mit anderer Kraft der Aneignung. Die deutsche Stimmung und das historische Kolorit hat Eulenberg hier mehr als sonst erreicht; gewisse ihm eigene Nebenmotive — wie die Liebe des ernsten angesehenen Mannes zu dem unreifen „Knirps" — geben persönlichen Ton. Freilich bleibt die Fabel willkürlich: die herkömmliche Geschichte von dem edlen Mann, der seinen Freund nicht betrügen will, ist auf den ermüdenden Berufsphantasten nur äußerlich aufgepfropft.

Sind Steno und Münchhausen erst Entwürfe desjenigen Typus, den Eulenberg herausbildet, so kommt in „Leidenschaft" der „Don Juan mit Reue" schon deutlicher an den Tag. Die eigentümliche Begabung des Dichters tritt hier vielleicht am stärksten hervor: seine

Fähigkeit, jedes Wort poetisch zu vergolden, sein Reichtum an höchst individuellen, oft tiefsinnigen, öfter noch lyrisch ergreifenden Bildern und Metaphern; seine Weichheit in tränenvollem Mitempfinden des Schicksals hilflos schwacher, weil liebender Kreaturen; sein Talent, farbige Bilder bewegten, wenn auch innerlich hohlen Lebens vorzuzaubern; seine Gabe, Nebenfiguren rasch, oft karikaturenmäßig, aber durchaus originell hinzuwerfen. Mich hat diese Dichtung für ihn erobert. Es ist auch hier nicht die Rede von dramatischer Konzentration; was am Schluß geschieht, könnte ebensogut viel eher begegnen. Auch die Handlung selbst ist einfach: das alte Lieblingsthema der Sturm- und Drangzeit von dem holdseligen Mädchen, das der wilde Soldat verführt. Aber Szenen wie die, in der Edgar eine arme Dirne zu seiner Frau führt — hat ein Skandal aus dem Leben des verstorbenen Erzherzogs Otto die Anregung gegeben? — oder die merkwürdige Begegnung zwischen dem Verführer und dem Vater seines Opfers vergißt man nicht so leicht, wie glücklicherweise die billigen Zerrbilder der tugendhaft-heuchlerischen Freundinnen.

„Ein halber Held“ ist wieder ein halbhistorisches Drama: das geschichtliche Paar der beiden v. d. Trenck, des österreichischen Pandurengenerals und des preußischen Staatsgefangenen, gab die erste Silhouette. Gegeben waren damit: ein glücklicher Abenteurer und ein schuldig-unschuldiges Opfer politischen Verdachts; gegeben auch der friderizianische Hintergrund, mit dem Eulenberg es freilich nicht allzu schwer nahm. Es entstand, nach meinem Urteil, das uninteressanteste Stück Eulenbergs. Mit Recht hat ein sehr wohlwollender Beurteiler, L. Cöllen, bemerkt, der Held sei nicht einmal ein halber: er ist eigentlich feig und bemäntelt seine Feigheit mit halb heroischen Bedenken, die sein gutgläubiger Dichter ihm glaubt, wie er Blaubart und Waldeck ihren Selbstbetrug glaubt. Gut angelegte Figuren wie der altpreußische Oberst sind nicht herausgekommen, weil die Neigung des Dichters, zu „chargieren“ von den komischen Rollen auf die ernsten überspringt, und weil er einfache Naturen wie die Frau des Helden nicht zeichnen kann. Dies ist die bedenklichste Grenze seiner Kraft: er muß übertreiben können, wenn er zeichnen soll; die Reaktion gegen den Naturalismus hat sich bei ihm, wie bei den Fernand Khnopff und Klimt, zu dem Karikaturalismus ausgewachsen.

Und nun versucht dieser Romantiker oder vielmehr dieser in das Zeitalter des Naturalismus verschlagene Stürmer und Dränger, sich an klassischer Nahrung zu verjüngen. Eulenberg hat einiges mit Hofmannsthal gemein, ohne freilich dessen erlesene Kunst, seine großartigen Entwürfe, seine Sprache zu besitzen; aber ein Zufall ist es doch nicht, daß „Dogenglück“ und „das gerettete Venedig“, „Münchhausen“ und „der Abenteurer“ in manchen Punkten sich treffen. Aber „Kassandra“ darf mit „Elektra“ nur in der Absicht verglichen werden, und in der monologischen Haltung. Die Unglücksprophetin ist für Eulenberg zur Verkörperung des Gewissens geworden, zur Vertreterin jener hamletischen Gedankenblässe, die seinen Helden immer wieder die frische Farbe der Entschließung verdirbt. Zugleich aber liegt auch in ihr etwas von jener Lebenssehnsucht seiner Kraftmänner — denn aus dem geistigen Erfassen der gesamten Wirklichkeit stammt ihre Einsicht, und dies Erfassen, so schmerzhaft es ist, wird ihr physisches Bedürfnis. Die krankhafte Sehnsucht nach der Selbstkasteiung der Erkenntnis, die im letzten Grund das Wesen aller Wissenschaftlichkeit ausmacht, erhält in ihr ein groß stilisiertes Abbild. Darüber aber verkümmert ihr Gegenüber, der holofernische Kraftmensch Neoptolemos, und die anderen Figuren müssen gar mit den roman-

tischen Farben des Wahnsinns aus Liebesleid, der patriarchalischen Naivität oder gar des konventionellen Verbrechertums aufgeschminkt werden, um nicht ganz blaß zu geraten.

„Ritter Blaubart" führt den Typus des mit Reue Begehrenden ganz ins Pathologische über. Das Märchenstück treibt ein wenig Raubbau mit unserer Neigung, dem Phantastischen Zugeständnisse zu machen; der blinde Diener, der ganz allein einen anspruchsvollen Herrn in einem großen Schloß versorgt, wäre nur durch Maeterlincks Suggestionskraft glaubhaft zu machen. Der Ritter aber ist eine großartig krankhafte Gestalt. Ein düsterer Einsamer, der sich aus der Welt verbannt fühlt, will sich an ihr rächen; wie Richard III. bannt er die Weiber mit seinem Basiliskenblick, und an ihnen straft er in wilder Mordsucht die böse Welt. Freilich verdient sie nichts Besseres: ein ausgedörrter gräflicher Geschäftsmann und seine Söhne, der Säufer und der Träumer, stellen sie dar; die Religion vertritt eine glänzende Karikatur von süßlich halbgläubigem Pfaffen und die Liebe ein hirnloser Backfisch. Aber welche Pracht der Verwesung, eines Orcagna würdig, schillert in Blaubarts Reden und Taten; wie wunderbar iridesziert der Verfall auch in des alten Grafen Gram über seine Kinder! Das verwunschene Schloß hat wirklich etwas von dem Ruinenzauber Maeterlinckscher Burgen; und vor allem: die Sprache ist ganz und gar ein eigenes, durchgebildetes, fast selbständig neben Fabel und Figuren wirkendes Kunstwerk geworden.

„Ulrich Fürst von Waldeck" bedeutet einen Fortschritt nur durch seine Annäherung an die dramatische Technik. Freilich es bleibt eine Annäherung; die technischen Fehler, die man gerügt hat, muß ich zugestehen, den vor allem, daß die Hauptfigur als Rätsel vor uns steht, und nirgends ihre wunderliche Art psychologisch erklärt wird. Wer Eulenbergs frühere Dramen kennt, wird sie freilich verstehen. Ulrich teilt mit Kassandra das tragische Weltverständnis, teilt mit den Steno, Münchhausen, Edgar, Blaubart den Grundzug einer von dieser schalen Welt abgestoßenen Sehnsucht nach wahrem Genuß und die Unfähigkeit zu einem solchen. Den anderen genügt ein hohles Scheinglück, eine bedeutungslose Krone, ja die Seligkeit treuen Lakaiendienstes; nur der Künstler — eine geistreich erfundene Gestalt — und der weltscheue Fürst wollen tieferes Glück — das Genie und der Heilige, würde Schopenhauer sagen. Nun aber soll das wieder, wie in Münchhausen, deutsch und historisch werden — „in der Mozartzeit"; und deshalb wird dem Waldmenschen ein unwahrscheinliches, wenn auch kurzes Eheglück zugetraut, und wird über die Nebenfiguren das inzwischen etwas verbrauchte Kostüm der Intriganten und Narren aus „Kabale und Liebe" gezogen. Wohl fühlt sich doch der Dichter wie sein Held nur in dem düstern Wald, wo freilich in physischer Not fast alles Menschliche von ihm (wie von dem Armen Heinrich Hauptmanns) abfällt, eben darum aber das Animalische eine reu- und gedankenlose Aneignung des Lebensbedürfnisses gestaltet!

So gleitet dieser nur zu moderne Typus durch mancherlei Stellungen: armer Offizier und reicher Fürst, Intrigant und Haudegen, Sadist und Masochist — immer aber derselbe moderne und zeitlose Mensch, der in der Begierde nach tiefen Genüssen schmachtet, weil er jeden doch wieder ausspeit aus seinem Munde. Gestalten sind es, deren Magen wie der des verhungerten Webers bei Hauptmann den ersehnten Genuß nicht mehr verträgt; von der modernen Angst, zu kurz zu kommen, gepeinigt und durch die moderne Bedenklichkeit auch wirklich zu kurz kommend. Eine Freude hat der grausame Dichter ihnen gewährt: fast jeder besitzt einen treuen, helfenden Freund — sie bilden fast die einzige Oase in der steinigen

Wüste der Eulenbergschen Welt. Sonst aber kann nur die priesterliche Verzückung Kassandras einen Augenblick der Erfüllung in diese grausamen Bergtäler ohne Wasser, ohne Vogelsang, ohne feste Bahn für den Fuß bringen. Ein tiefer, verzweifelnder Pessimismus sucht sich in Freuden zu betäuben, in poetischen Bildern, in der strafenden Satire auf Duckmäuser, Heuchler und Alltagsseelen; aber immer fällt er wieder in seine Verstörung zurück.

Durch viele Sprachrohre ruft uns der Dichter seine Verachtung der Menschen zu. Das ist keine Stimmung, die den echten Dramatiker schafft: der muß selbst seine Jago und Richard III. lieben — Eulenberg verabscheut selbst in seinen Lieblingen den Menschen. Aber es ist eine Stimmung, die große Lyrik hervorzubringen vermag; und lyrisch sind auch Eulenbergs größte Figuren. Nicht was sie sagen oder tun, zeichnet sie; die musikalische Stimmung die Atmosphäre, die sie mit sich bringen, macht sie zu Schöpfungen, die bei leidenschaftlicheren Tendenzen die suggestive Wirkung Maeterlinckscher Figuren nicht immer verfehlen.

Der Fremde. Roman von René Schickele.

I. Buch.

Das Lied des Landes.

I.

Eines Nachts wurde Frau Yvonne durch ein Rütteln an der Tür aus dem Schlaf geweckt. Sie erkannte die Stimme des Dienstmädchens.

Sie antwortete und hielt gerade ein Streichholz an den Docht der Kerze, als in der Stille der Nacht ein Trompetensignal aufsprang. Zugleich schlug das Mädchen mit den Fäusten gegen die Tür und schrie:

„Die Preußen sind da!“

Und das Signal wiederholte sich, diesmal ganz nah.

Frau Yvonne ließ das Streichholz, das ihr die Finger verbrannte, fallen und sank zurück. Das Dunkel begann sich schwer um sie zu drehn; es stand still, und sie sah ihren Gatten in Kürassieruniform auf dem Pferde sitzen, den Arm zum Schlag erhoben. In diesem Augenblick öffnete sich sein Mund, als ob er schrie, seine Augen wurden tote Fischaugen und sahn sie an. Dann fiel der Körper schwerfällig vom Sattel und verschwand in einem Gewimmel von stürzenden und sich bäumenden Pferden und wirren Gestalten, die Hiebe austeilten und empfingen.

Sie sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Von Zeit zu Zeit mußte sie stillstehn und sich zusammenraffen, um ihre zitternden Hände zu beherrschen, und dann konnte sie nur mühsam, mit einer immer erneuten Anstrengung ihres Willens gehn. Die Glieder hingen wie eingeschlafen, in ihrem Herzen aber war eine fliegende Unruhe, ein maßloser Taumel, den sie nicht fassen konnte, der schmerzte, und der sie empörte.

So kam sie bis ans Fenster des Eßzimmers. Die steile Hauptstraße Zaberns, die wie ein tiefer weißer Graben unter der Vollmondnacht vorbeischoß, erfüllte zuckend, ausbrechend die in der Schlacht bei Wörth zerrissenen Reiterregimenter. Frau Yvonne sah den Aufruhr in verzerrten Gesichtern, in Händen, die an den Zügeln rissen und mit der Reitpeitsche schlugen, weiße Totengesichter fuhren empor, die erloschen, sie

erriet überall in dunkeln Flecken das Blut. Dort, wo die Straße plötzlich abbog, stürzte dieser Wahnsinn ins Dunkel.

Frau Yvonne lehnte sich weit aus dem Fenster. Ihre Augen suchten in der Kluft, die alles verschlungen hatte.

Da krachte ein Gewehrfeuer: ein ungeheures Rad, das sich eine Minute lang knarrend in der Nacht drehte.

Ihr schwindelte. Sie zog die Hände vors Gesicht und stand hoch aufgerichtet, unbeweglich lauschend.

Sie wagte wieder zu atmen und floh in ihr Zimmer.

Die Augen an der Decke lauschte sie dem Schlagen von Türen, lauschte der Stille, die so unermeßlich war wie die Sommernacht, die sie dicht neben sich, vor dem offnen Fenster fühlte, weiß mit blutigen Sternen.

Sie lauschte angestrengter, weil dann Pferdegetrampel auf der Straße kam und ging. Es schien vor dem Haus zu verweilen, und sie erstarrte bis ins Herz.

Später erhob sie sich und schlich ans Fenster des Eßzimmers. Es dämmerte. Als sie sich zitternd hinauslehnte, sah sie im Morgengrauen vor dem Marktplatz einen Trupp dunkler Reiter mit Lanzen, auf deren Spitzen scharf und kalt das Frühlicht glänzte. Sie rauchten aus gekrümmten Pfeifen, plauderten und sahn sich um.

*

Frau Yvonne zog sich in die Zimmer zurück, unter denen der kleine Garten blühte, und die in der großen, weißen Luft, über Wiesen, Feldern und Waldabhängen den sanften blauen Höhenzug der Vogesen vor sich hatten.

Dort ging im rauchigen Brand der Wipfel die Sonne unter. Am Morgen schienen die Tannen goldig aus blauen Gründen. Die blassen Kornfelder und die leuchtenden Wiesen im Wind sandten große Schauer von Licht in den Himmel. Wenn der Wahnsinn des Mittags brütete, nahmen sie, schwer in den Himmel gehoben, die wütenden Umarmungen des Gestirns entgegen, die Häuser schienen erdrückt, sie lagen atemlos unter dem gewalttätigen Griff der Stunde.

Die Bäume standen einsam und ohnmächtig.

Man sah keinen Menschen.

Die Sonne schlug Funken aus den roten und grauen Ziegeln, sie zog ganze Flammen aus Scheiben und Dachrinnen. Frau Yvonne fühlte fröstelnd die Glutwellen in der Kühle des Gartens vergehn. Sie barg sich in seiner Kühle und ließ ihre Augen die Sonne liebkosen.

In den hohen und weiten Nächten lagen die Vogesen als ein beglänzter Schattenriß am Horizont, und die Grillen sangen. Dann spürte Frau Yvonne unter ihrer Hand den Herzschlag des Kindes, das in ihrem Blute eingebettet war.

Wenn die Erinnerung an jene Nacht sie überfiel, schrak sie zusammen und schloß hastig die Augen, um die Bilder nicht zu sehen, die mit furchtbarer Deutlichkeit vor ihr standen und sie anzogen. Sie empfand unwillkürliche Bewegungen, als ob sie sich unter die Hufe der heranbrausenden Reiter werfen, als ob sie die kalten harten Lanzenspitzen auf ihrem Fleisch fühlen wollte. Aber sie sagte sich, daß sie durch die Schrecken dieser Nacht ihres Gatten würdig geworden sei, und daß sie sie lieben müsse, weil sie sein Leben waren. Und sie blickte starr auf blutige Kampfszenen und tauchte mit Grausamkeit in solchen Vorstellungen unter und vergrub sich im Aufruhr zusammenstoßender Reitermassen und zerschmetterter Regimenter.

Im September erfuhr sie den Tod ihres Gatten. Sie las seinen Namen auf einer Verlustliste, und das war alles. Sie hatte eine furchtbare Gebärde des Widerspruchs, man mußte sie auf ihr Lager niederzwingen, und drei Stunden darauf, nach einer langen Ohnmacht, gebar sie einen Knaben. Während sie die letzten Qualen litt, rief sie noch immer: „Es ist nicht möglich. Ich habe ihn geliebt, Jesus-Maria, ich habe ihn geliebt."

Sie war achtzehn Jahre alt.

*

Nach dem Friedensschluß bestanden Yvonnes Eltern darauf, daß sie mit dem Kind nach Hause käme. Ihr Vater, ein frommer, rauflustiger Gelehrter, erklärte seine Aufforderung schon deshalb für unabweisbar, weil er gegen die Annexion des Landes mitsamt seinem Enkel protestiere und keineswegs geneigt sei, den Frankfurter Frieden weder jetzt noch in Zukunft anzuerkennen. Im übrigen sei sie Französin. Er nannte den Tod seines Schwiegersohnes einen Mord und forderte als sein Recht, den kleinen Paul im Gedanken an eine heilige Rache zu erziehn. Schließlich offenbarte er ihr, daß er sich von den theologischen Dingen abgewandt habe, um mit ganzer Seele und mit allen Kräften an die „Arbeit" zu gehn. Er sah im letzten Feldzug nichts als einen Religionskrieg; er nahm mit dem heutigen Tag seinen Posten ein. Diesen Brief schloß er mit einer einfachen, herzlichen Wendung, setzte aber unter die Unterschrift in starken Zügen: „Sentinelle prenez garde à vous", das von nun an in keinem seiner Briefe fehlte und je nachdem, ob er eine besondere Wachsamkeit für wünschenswert hielt, einmal, doppelt oder gar dreifach unterstrichen war.

Frau Yvonne weigerte sich, Zabern zu verlassen. Es war die Heimat ihres Toten, wohin sie sich gleich nach der Hochzeit hatte führen lassen, weil hier seine Jugend war, und weil er diese Berge liebte. Aber die Invasion begann, und der Leutnant Paul Merkel mußte zu seinem Regiment, das sich bald darauf bei Morsbronn ins Feuer der deutschen Bataillone warf und in wenigen Minuten vernichtet war.

Sie blieb in der Wohnung und vor der Landschaft, wo sie so glücklich gewesen und so furchtbar erschüttert worden war, daß sie für sich und ihr Kind keine andere Heimat auf der Erde wußte. Sie glaubte nur diese Umgebung zu verstehn, hier allein den Zusammenhang mit etwas Höherem, das sie rührte, ihrem Ursprung und ihrem Ende zu haben, überall anders verlöre sie den Sinn des Lebens.

Jedes von diesen einsamen Jahren war schwer von Erlebnissen, die ihr im Herzen wuchsen. Sie erfüllte in ihrer Weltabgeschiedenheit ihr Schicksal, mit allen Freuden und allen Leiden, die ihr das Leben vorenthielt, und die doch über sie herfielen, als ob sie mit lebenshungrigen Menschen und in Wirklichkeit in ihr Haus gekommen wären. Sie verlor nicht das Glück ihres Lächelns, das auch nicht bitter wurde, weil sie schön war. Aber Frau Yvonnes schmales, braunes Gesicht trug die glühende Maske der Reife, dunkel und durchscheinend. Auch ihr Blick wachte unveränderlich über dem schillernden Schatz ihrer Einsamkeit wie eine Lampe im Dunkeln. Die ganze bekennende Liebe war ihr Mund.

Als erfüllte sie eine Pflicht, so warf sie in den Liedern, die sie den kleinen Paul lehrte, die Aufregungen des Kampfes, den Rausch des Sturmes und des Zusammenbruchs, die balladenhafte Schönheit großer Märsche in die Phantasie des Kindes. Sie gab dem Krieg eine religiöse Weihe. Man zog mit jubilierender Seele und gefaßt, die ekstatische Liebe zu Maria im Herzen, in den Kampf. Hinter dem

rauchenden Vorhang von Blut und Pulverdampf und vom Gesang der Hörner getragen, war immer etwas Weißes wie ein Kleid oder ein Lächeln: die unbefleckte Unschuld Mariä. Paul stellte sich oft vor, wie sein Vater von der Kommunionbank aufstände, aus vielen häßlichen Wunden blutend, mit zerrissenen Kleidern, von Staub und Schmutz bedeckt, und strahlend im himmlischen Licht, lebend an die Seite der Mutter Gottes gehoben.

Am Tage, als Paul selber zum ersten Mal am Kommuniontisch niederkniete, wurde er von seinen schwärmerischen Gefühlen überwältigt, er fühlte so die körperliche Nähe übersinnlicher Mächte, daß er in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jedesmal, wenn er späterhin zur Kommunion ging, war er seinem Vater und seiner Mutter in einer mystischen Liebe verbunden. Er verging vor Hingabe und betete, sie möchten ihr Kind lieben.

Zu andern Zeiten war er weder zärtlich noch gerührt. Er gründete Indianerbanden, mit denen er in den Feldern lagerte, auf Bäumen und unter Felsen Hütten baute und weite Streifzüge in die Berge unternahm.

Nach Karl May las er Erckmann-Chatrian. Er versammelte die Freunde in seinem Zimmer, um ihnen die am meisten begeisternden Stellen aus seinen Büchern vorzulesen. Nachdem er sie so mit der großen Armee bekannt gemacht hatte, formte er die Apachen in Grenadiere der Garde um und ließ sich zum Feldmarschall Cambronne ausrufen. Auf seiner Stirn brannte zehrend das Mal der Begeisterung.

Er hatte Feinde.

Als Paul in die Vorschulklasse eingetreten war, hatte er in den Aborten, an den Wänden der Gänge und auf den Bänken in preußenfeindlichen Inschriften das vaterländische Vermächtnis seiner Vorgänger gefunden. Es schien ihm vollkommen in der Ordnung, daß trotz aller Strafen auch das letzte freie Plätzchen für derartige Kundgebungen ausgenützt wurde.

Die Lehrer bevorzugten die Söhne der Eingewanderten. Die andern beantworteten die Vorliebe der Lehrer mit einer Maßregelung der „Feinde". Sie mieden oder sie verfolgten sie. Aber die Feinde waren die Stärkeren. Man ließ sich demütigen und haßte sie. Es war kein endgültiger Sieg über sie möglich.

Manchmal konnte Paul den Haß, den eigenen, an dem er litt, und den der andern, den er überall fühlte, bitter anklagen und wünschte nichts sehnlicher, als mit der Welt in herzlichem Frieden zu leben. Denn der kleine Haß einiger Knaben schien ihm alles zu verdunkeln und ihn in einen Abgrund von Finsternis und Herzensjammer zu stürzen, von wo er zerknirscht in den blauen Himmel sah.

Aus diesem Gefühl von Schwäche heraus begann er seine Ueberlegenheit zu organisieren. Er versuchte sich in der ironischen, in der überzeugenden, in der herzlichen Diskussion. Er führte Intrigen und berechnete die Wirkung eines Satzes, eines Tonfalls, die Beredsamkeit eines Schweigens. Er wußte, wann eine Offenheit nützlich, wann sie schädlich war.

Auch das war nicht mehr als ein Spiel. Er wollte herrschen, sich leben fühlen, er genoß sich im Glück und in der Niederlage mit gleicher Hingabe und bis in die kleinsten Augenblicke seines armseligen Lebens. Er bereitete eine aufregende Handlung neugierig und unter Qualen vor, um einige Minuten lang in den Hochgefühlen seiner entscheidenden Rolle zu schwelgen, sie bis ins Kleinste auszukosten und dem Schatz seiner Erinnerungen einzuverleiben. Sobald er dann den Anhalt des wirk-

lichen Erlebnisses hatte, steigerte er es mit größerer Liebe in seiner Phantasie, die ein Knabenstreich am Feuerwerk der Historie entzündete und über eine kindliche Szene die Glorie der großen Eroberer ausbreitete.

II.

Aber der große Pan liebte ihn und nahm ihn in seine Hut, weil der Knabe ihm das Beste seiner Seele gab. Paul war bei ihm, wenn der Morgen graute, und der Tau fiel auf ihn von den Aesten der Bäume, von den Sträuchern, durch die er sich seinen Weg bahnte; das Gras näßte seine Füße, die Kleider funkelten. Der Gesang der Vögel schwamm durchsichtig in der Frische der Morgenstunden, wenn sich eine zarte Farbe über die andere, zartere legte. Rehe kreuzten seinen Weg. Sie gingen langsam und mit klaren, verständigen Augen; sie waren wie die gütigen Gedanken der einsamen Landschaft. Die Quellen und die Bäche klangen, sie gebaren das junge Blau des Himmels.

Wenn Paul durch die Wiesen nach Hause ging, standen Bauern und sprachen über das Wetter. Sie hatten langsame, feierliche Bewegungen und sahen prüfend zum Himmel. Frauen kamen schwer und dampfend in der Kühle mit Hacken und Körben des Wegs. In der Vorstadt begegnete er leichtgekleideten Mädchen, die Wasser trugen. Ihre Augen waren unnatürlich hell. Sie drehten sich nach ihm um und lachten.

Der große Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Mittagshitze, wenn auf der Heide der betäubende Duft des Thymians wie eine Wolke um die roten, kieselblitzenden Felsen hing, die Tannenwipfel im Blau des Himmels brannten und das schwerfällige Rollen eines Wagens den Wald heraufdrang. Im Wald war es dann sehr still, das Harz duftete wie ein goldener Trank, eine Glockenblume wiegte sich im Schatten, wo bei jedem Schwanken der Tannen Bündel von Sonnenlicht platzten. Nach dem Aufruhr solcher Augenblicke träumte der Wald tiefer in der Hut strenger, unbeweglicher Sonnenstrahlen.

Der große Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Stunde der Dämmerung, die Menschen und Dinge mit Ungewißheit erfüllt. Er fühlte ihn nahe, wenn das Schauspiel des Sonnenuntergangs die Welt berückte und dann aus der großen Trauer die Sterne wuchsen und die wehmütige Schönheit der Nacht vollkommen war. Hundertmal in seinen Indianerspielen blieb Paul plötzlich stehn und lauschte der fernen Stimme der Wälder, dem fernen Lächeln der Wiesen, des Lichts, den verlorenen Lauten, die von den Wegen kamen und in der Einsamkeit eine neue Bedeutung fanden. Diese Laute wurden wie die Stimmen der Vögel, wie das Lächeln der Heide, der Felder und der Baumstämme im Dunkel die eine Sprache, das gleiche Glück.

Paul lag im Schatten und sah den Sonnenstrahlen entgegen, die den Berg heraufgewandert kamen. Sie machten seine Freude leuchtend, und er glänzte ebenso wie sie, wenn sie ihn endlich umhüllten und dann weitergingen, glänzte noch lange einsam im Dunkel.

Auf dem Heimweg in der Nacht fand er süßen Schrecken und wollüstige Kühnheit, Ermattung und Versunkenheit, fand er alle Gedanken seines Herzens am Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Ferien.

Die Zeit der sauren Gurken naht,
die Zeit der großen Ferien.
Da stoppt des Weltgeschehens Rad,
und tröpfelnd rinnt ins Stundenbad
was sonst geschieht in Serien, —
in Serien.

Mechanisch rieselt, was im Fluß.
Es wursteln die Betriebe.
Der Bürger, der Politikus
reist ab und läßt dem Sozius
der Händel Last und Liebe, —
und Liebe.

Im Tagblatt wächst das Feuilleton;
wir lesen's nach dem Essen.
Das andre alles kennt man schon:
die Politik im Plauderton,
samt den Gerichtsprozessen, —
Prozessen.

Ein Bandwurm zieht sich durch die Zeit,
wird lang und immer länger.
Das ist des Eulenburgers Eid.
Was wird, so fragt man weit und breit,
aus unserm Aegir-Sänger, —
ja Sänger?

Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.
Hört auf mit dem Getue!
Wenn das Gericht sein Urteil spricht,
dann mach' ich wieder ein Gedicht.
Solang laßt mich in Ruhe, —
in Ruhe!

J. Diot.

Die Kommunalbank.

Gewisse Pläne tauchen von Zeit zu Zeit immer wieder auf, werden bei jeder Gelegenheit diskutiert, aber erhalten doch niemals praktische Gestalt. Wird das Thema aktuell, so wird die Literatur durch einige neue Bücher bereichert; sie sind im Grunde genommen aber nichts anderes als eine Fortsetzung der alten. Der junge Student, der sich die Sporen wissenschaftlicher Anerkennung verdienen will, mag Gefallen daran finden, zur Erlangung der Doktorwürde solche Arbeiten zu veröffentlichen. Wer die Dinge mehr unter dem Gesichtspunkte ihres praktischen Wertes beurteilt, versteht nicht, wie jahrelang an einem und demselben Punkte kuriert werden kann, ohne den mindesten Erfolg zu verzeichnen.

Ein Projekt, von dem ich heute reden will, ist in dieser Beziehung recht charakteristisch. Im Jahre 1899 fand in Nürnberg eine „Besprechung über kommunale Anleihen" statt; die Vertreter mehrerer Städte hatten sich über die Schwierigkeiten beschwert, unter denen die Befriedigung kommunalen Anleihebedarfs zu leiden habe. Es wurde der Vorschlag gemacht, gemeinsam eine eigene Kommunalbank zu gründen; die einzelne Stadt sollte nicht mehr nötig haben, durch Vermittlung der Privatbanken an den Geldmarkt heranzutreten. Miquel hat sogar bereits im Jahre 1873 (damals noch als nationalliberaler Abgeordneter) auf die „jämmerliche und erbärmliche Organisation des Kommunalkredits in Deutschland" hingewiesen. Seitdem hat sich eine Reihe von Schriftstellern (ich nenne nur Jastrow, Klose, Kähler, Zahn) eifrig mit dem Gegenstande beschäftigt, aber man ist noch nicht einen einzigen Schritt weitergekommen; ähnlich wie es mit manchen Anträgen im Reichstage geschieht, werden schöne Resolutionen angenommen, womit die Vorschläge endgültig begraben sind. Manchmal wird die Angelegenheit auch dem Vorstand „zur näheren Prüfung" überwiesen, und dort ist ihr dann dasselbe Los beschieden.

Auf dem zweiten Deutschen Städtetag, der am 6. Juli in München zusammengetreten ist, wurde über die Formen und Wege zur Befriedigung des Kreditbedarfs der Städte lebhaft diskutiert. In merkwürdiger Unkenntnis der bisherigen Literatur sprechen die Zeitungen über diese Verhandlungen, als ob niemals zuvor ähnliche Pläne aufgetaucht wären. Dabei entsprechen die Vorschläge des Herrn Kutzer, des Oberbürgermeisters von Fürth, genau denen, die schon im Jahre 1899 in Nürnberg die wichtigste Rolle spielten. Auch das Wort von der Zentralisation des städtischen Kredits wurde damals geprägt, und es ist durchaus keine Errungenschaft des zweiten deutschen Städtetages, sie öffentlich zur Diskussion gestellt zu haben. Die Schwierigkeiten bei der Begebung städtischer Anleihen drängen ganz von selbst zu der Idee, die verschiedenen Kreditbedürfnisse zusammenzuwerfen und eine einheitliche Kreditorganisation der Städte zu schaffen. Wenn dies bisher noch nicht gelungen ist, so liegt es nicht, wie uns einige Zeitungen einreden wollen, daran, daß der Gedanke der Zentralisation erst jetzt auftaucht, sondern ganz einfach an die Verschiedenheit der In-

tereſſen. Genau ſo wie in der Induſtrie, in der Landwirtſchaft und dem Handel hat ſich nämlich ein deutlicher Gegenſatz zwiſchen den Intereſſen der Großſtädte und denen der kleinen Städte herangebildet. Die induſtrielle Entwickelung hat den Zuzug in die großen Städte gefördert und in Verbindung hiermit auch deren Wohlſtand erhöht. Dieſe Differenzierung mußte auch bei der Kreditbeſchaffung eine Rolle ſpielen; die Klagen über die Schwierigkeiten der Begebung ſtädtiſcher Anleihen ſtammen nämlich faſt ausſchließlich aus den Reihen der kleinen Städte, bei denen aber durch ganz beſondere Umſtände die Anleihenot herbeigeführt wird. In dem Maße, wie nämlich die Konzentration im Bankgewerbe zunimmt, verſchwinden die Privatbankiers als Emiſſionsinſtitute, und die Großbanken haben bei der Fülle der ihnen angebotenen Geſchäfte kein Intereſſe daran, Emiſſionsgeſchäfte zu gewähren, bei denen der Gewinn nicht im Verhältnis zur Mühewaltung ſteht. Die Begebung einer Stadtanleihe vermag den Banken aber faſt nie großen Nutzen abzuwerfen; der Kurs darf, wenn die Anleihe leicht plaziert werden ſoll, ſich nicht weit vom Kurſe der Staatsanleihen entfernen. Und die Vertreter der Stadt ſorgen (mit Recht) dafür, daß den Banken kein zu hoher Zwiſchengewinn verbleibt. Welchen Zweck hätte es, wegen eines Nutzens von dreiviertel oder einem Prozent (der durch umfangreiche Emiſſionsſpeſen noch weſentlich verkürzt wird), das Riſiko der Emiſſion zu tragen, wenn nicht der Betrag ſo groß iſt, daß der Geſamtgewinn ein Aequivalent für den prozentualen Nutzen gewährt. Es kommt hinzu, daß man für die Anleihen der Großſtädte trotz des höheren Emiſſionsbetrages leichter Käufer findet als für die der kleinen Gemeinden. Der Kapitaliſt, der ſein Vermögen in ſtädtiſchen Anleihen anzulegen wünſcht, wird lieber Berliner oder Münchener Anleihe kaufen, als Spandauer oder Krotoſchiner. So ſind die kleineren Städte faſt ausſchließlich auf den Lokalpatriotismus angewieſen; ihre Anleihen werden zum größten Teil nur von ihren eigenen Einwohnern erworben. Der Vorteil des großſtädtiſchen Papieres beſteht nicht ſo ſehr in der größeren Sicherheit der Finanzen, als vielmehr in der Möglichkeit, ohne erheblichen Kursdruck die Obligationen leicht verkaufen zu können; denn die Anleihe der größeren Stadt hat naturgemäß auch den größeren Markt. Dazu kommt noch, daß eine ganze Reihe von Verſchiedenheiten unter den einzelnen Emiſſionen derſelben Kommune den Markt verkleinert und gleichzeitig die Abſatzmöglichkeit erſchwert. So werden z. B. von den Anleihen der Stadt Kottbus drei verſchiedene Typen notiert; von Spandau, Stendal, Thorn je zwei; ſie unterſcheiden ſich nach Zins und Jahr der Emiſſion. Es liegt auf der Hand, daß auch in dieſer Beziehung eine Vereinfachung notwendig wäre; doch jeder Zinsfuß wird von der Lage des Geldmarkts jeweilig beſtimmt, und ſo iſt's ſchon aus dieſem Grunde unmöglich, immer eine gleichwertige Kategorie von Anleihen an den Markt zu bringen.

Die Vorſchläge auf der Konferenz der Städte-Vertretung im September 1899 ſcheiterten daran, daß die großen Städte nicht das Prinzip der Solidarhaft anerkennen, nicht das Riſiko für die Schulden der kleinen Städte übernehmen wollten. Der damalige Privatdozent, jetzige Profeſſor Jaſtrow, von dem der Vorſchlag ausging, glaubte offenbar, den Intereſſengegenſatz dadurch überbrücken zu können, daß er auch den großen Städten die Vorteile nahe legte, die eine Vereinigung zum Zwecke gemeinſamer Anleihebegebung haben würden. Er verwies auf die Macht der Bankkonſortien, die bei den Subſkriptionen geſchloſſen auftreten, während früher die einzelnen Banken ihre Offerten ſelbſtändig abgaben. Er ging hierbei von der falſchen Vorausſetzung aus, daß durch den Zuſammenſchluß die Gewinne der Banken bei der Uebernahme der Anleihen ſteigen würden, und daß die Städte ſich willenlos den Wünſchen des Bankenmonopols würden fügen müſſen. Bald zeigte ſich jedoch, daß auch die einzelnen Konſortien untereinander für hinreichende Konkurrenz ſorgen; gleichzeitig wurde die Lage des Anleihemarktes von Jahr zu Jahr immer ſchlechter, ſo daß die Beteiligung der Banken an den Subſkriptionen der Städte überhaupt nicht mehr zu den Geſchäften gehörte, an deren Abſchluß den Banken viel gelegen ſein mußte. Da in jedem Falle die Kontrolle der Bankengewinne möglich war, mußten die Städte einſehn, daß dieſe Gewinne nicht übermäßig groß waren; und ſo konnte ſelbſt der einzige Scheingrund für den Zuſammenſchluß der großen und kleinen Städte eine Wirkung nicht ausüben.

Herr Kutzer hat das Projekt in ſeinem Referat auf dem Städtetag inſofern verändert, als er das Prinzip der Solidarhaft beſeitigte. Aber er hat dabei überſehen, daß ſeine Kommunalbank ohne dieſes Prinzip auf ganz anderer Baſis aufgebaut werden müßte, und es hat merkwürdigerweiſe auch in der Diskuſſion niemand auf dieſen Punkt hingewieſen. Die Solidarhaft würde nämlich einzig und allein den Zuſammenſchluß zu einem *Verein* der Städte ermöglichen, während ohne ſie eine andere Sicherheit für etwaige Ausfälle geſchaffen werden müßte. Die Städte könnten ſich nur in derſelben Form verbünden, wie dies beim ſtädtiſchen Grundbeſitz geſchieht; Aktienkapital und Reſerven bilden bei den

Hypothekenbanken den Sicherheitsfond für die Gläubiger der Schuldverschreibungen aus Verlusten bei der hypothekarischen Beleihung. Eine Kommunalbank wäre ebenfalls nur als Aktieninstitut aufzubauen, und es wäre dafür zu sorgen, daß die Höhe des Aktienkapitals und der Reserven in angemessenem Verhältnis zu der Summe der in Umlauf befindlichen Obligationen stehn. Freilich hat Herr Kutzer darauf hingewiesen, daß der Verein der Städte Kredite nur gegen mündelsichere Unterlagen gewähren dürfte, aber er hat uns nicht des näheren bewiesen, worin diese Unterlagen bestehen sollen und er wird wohl nicht in der Lage sein, den Beweis dafür zu erbringen, daß solche Sicherheiten zu allen Zeiten ihren Wert behalten; auch während eines schweren Krieges oder einer heftigen Krisis, die zu einer Verringerung der Steuereinnahmen führt. Immerhin wäre es denkbar, ein Aktienunternehmen zu gründen, daß den Anforderungen der Finanztechnik entspricht. Wenn die Aktien einer solchen Bank von den kreditsuchenden Städten übernommen werden, so wäre in dieser Form das Prinzip der Solidarhaft, das Herr Kutzer vermeiden wollte, wieder eingeführt; wenn die Käufer der Aktien in weiteren Kreisen gesucht werden sollten, wäre es notwendig, die Börse heranzuziehen, und sich entweder der Vermittlung der Großbanken zu bedienen, oder selbst deren Fuktionen zu übernehmen. Aber auch dann, wenn alle diese Vorbedingungen erfüllt sind bleibt die Frage bestehn, welches Interesse die großen Städte an der Gründung einer Kommunalbank haben sollten. Diese Frage hat auch der Oberbürgermeister von Fürth in seinem Referat nicht beantwortet.

Selbst wenn man aber den Standpunkt für richtig hält, daß unter Ausschluß der Solidarhaft die Gründung einer Kommunalbank möglich wäre, so bliebe doch noch zu fragen, ob eine große Organisation allein von der Uebernahme der Stadtanleihen sich rentieren könnte. Herr Kutzer hat selbst hervorgehoben, daß einige Hypothekenbanken bereits jetzt den Städten Kredit gewähren und hierfür die sogenannten Kommunalpfandbriefe an den Markt bringen. Dieser Geschäftszweig hat jedoch in den letzten Jahren an Bedeutung nicht zugenommen, und die Hypothekenbanken betrachten ihn nur als Quelle des Nebenerwerbs. Warum, so ist unwillkürlich zu fragen, hat das Privatkapital, das ständig nach neuen Wegen des Erwerbes sucht, nicht selbst weitergebaut; warum haben sich die meisten Hypothekenbanken überhaupt von der Gewährung der Kommunalen Darlehen fern gehalten? Die Antwort ist leicht zu finden; eben deshalb. weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß die Geschäfte ihnen allzugeringe Rentabilität abwerfen. Glaubt Herr Kutzer, eine nach seinen Plänen errichtete Kommunalbank, die für den Vertrieb der Pfandbriefe erst eine Organisation schaffen müßte (während sie die Hypothekenbanken bereits besitzen), würde unter diesen schwierigen Umständen besser zu wirtschaften verstehn?

Mir scheint, es wird dem Vorschlag ebenso gehn, wie den früheren Ideen auf diesem Gebiet; er wird in den Vorstandsreihen des Städtetages ein sanftes Grab finden. Der einzig gangbare Weg, der Anleihenot der Städte zu begegnen, wäre der, den England bereits mit Erfolg beschritten hat. Dort übernimmt die Regierung die Funktionen einer Zentralstelle; sie gewährt den Kommunen (nach gründlicher Prüfung der Sicherheiten) auf Antrag Kredit und emittiert dagegen ein einheitliches Papier, ganz so, wie der Redner des Städtetages es auf privatem Wege einzuführen beabsichtigte.

Bruno Buchwald.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird in der nächsten Nummer bekannt gegeben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles Andere dieser Nummer: Karl Schnitzler; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feistl Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.